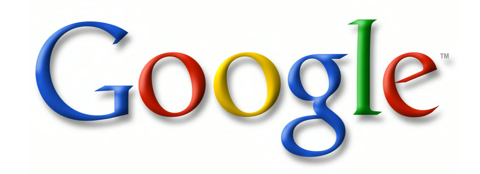
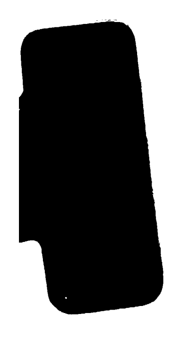
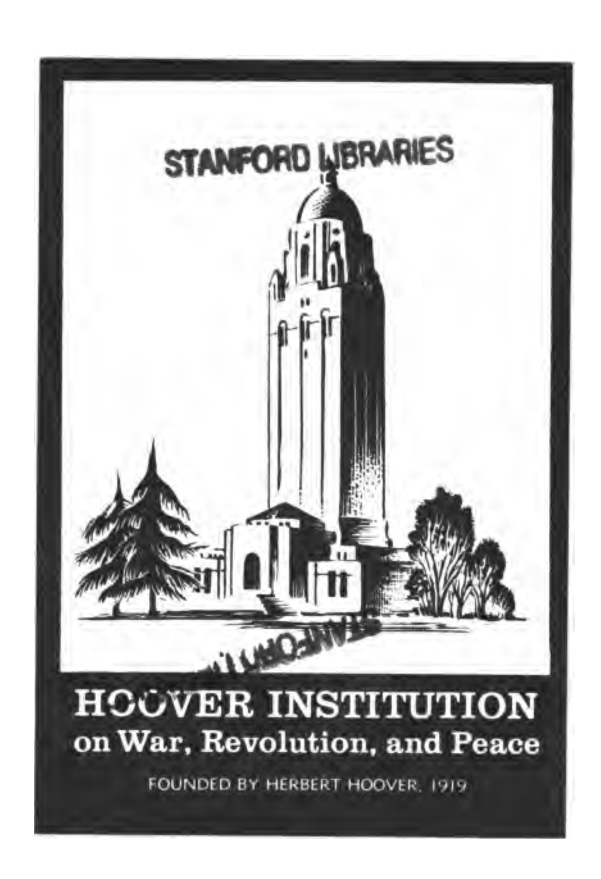
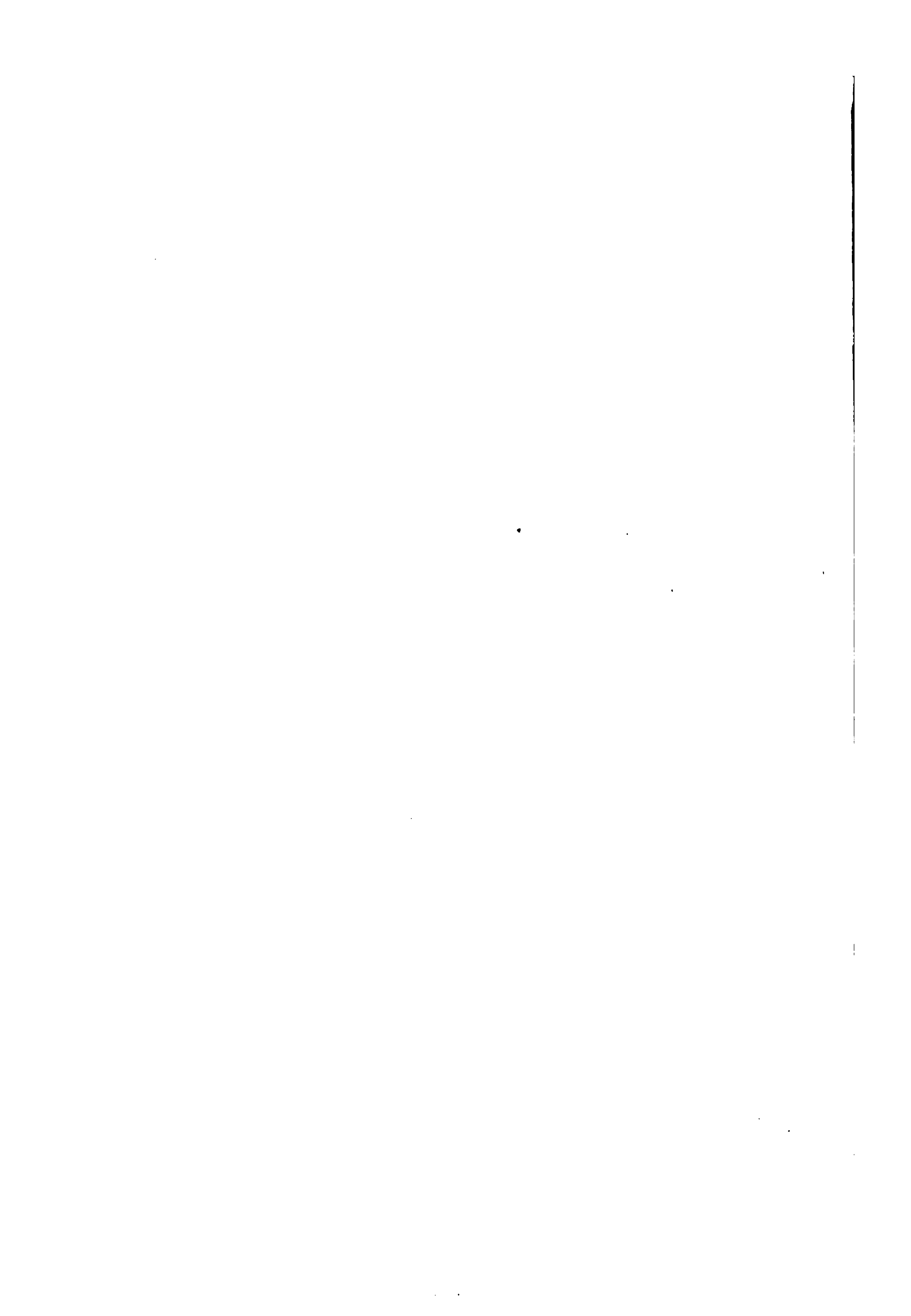








STANFORD LIBRARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



Hunnen in Süd-Afrika!

Betrachtungen über englische Politik und Kriegsführung

von

Dr. Wilhelm Vallentin
Kapitän (Pretoria)

Drittes Tausend



Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1902

Inhalt

„Gott war es selbst, der Seherkraft Dir gab,
Als einst Du sprachst: „Transvaal wird Englands Grab“ —
Und würd auch diesmal England Sieger sein,
Bismarcks Prophetenwort träf dennoch ein!“

Rudolf Bunge, „Burenlieder“
(Piersons Verlag, Dresden.)

Vorwort

In dem in Süd-Afrika tobenden Kampfe sind die Sympathieen aller Völker, die auf Gesittung Anspruch machen, auf Seite der Buren.

Die Ursache hierzu ist nicht allein darin zu suchen, dass britische Goldgier dieses grausame Blutvergiessen heraufbeschworen, sondern vielmehr in dem Umstande, dass das „fromme, humane" England mit unerhörter Grausamkeit einen Raubkrieg zu einem Ausrottungskrieg gemacht hat. Durch seine rohe Kriegsführung stösst das gesittete England jedes bestehende Recht über den Haufen, bricht höhnend das Völkerrecht und seine Satzungen, die allen Nationen heilig sind, und sanktioniert das Verbrechen.

Was soll das werden?

Die Folgen, die sich aus solcher Kriegspraxis für alle anderen Völker ergeben, sind unabsehbar.

Auf Anregung der Burenfreunde habe ich es unternommen, im vorliegenden Büchlein Englands ruchloses Vorgehen in Süd-Afrika einer kurzgefassten Betrachtung zu unterziehen und Grossbritanniens Lüge: „Im Namen der Zivilisation und Humanität" etwas näher zu beleuchten.

Möge es dazu beitragen, nicht nur überall mehr und mehr die Sympathie für die ungebeugten Freiheitskämpfer rege zu machen, sondern schliesslich auch zum mannhaften thatkräftigen Einschreiten zu bewegen.

Denn die Buren kämpfen jetzt nicht mehr für sich allein, für ihr Transvaal, für ihr Afrika, nein: so wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, stehen die Buren in der Bresche; sie kämpfen gegen eine allgemeine Gefahr, gegen ein raubgieriges, unersättliches, aber angefaultes Weltreich den Kampf für die gesamte gesittete Kulturwelt.

Berlin, Oktober 1901.

Dr. W. Vallentin.

Vorwort zur zweiten Auflage

Schon nach kurzer Zeit ist ein Neudruck des vorliegenden Büchleins notwendig geworden. Bei seiner zweiten Auflage kann ich wiederum nur den innigen Wunsch aussprechen: „Möge es auch fernerhin überall fördernd wirken für Humanität und Gerechtigkeit!“

Berlin, Januar 1902.

Dr. W. Vallentin.



I.

Englands Lügenpolitik vor dem Kriege.

Als wir im Oktober 1899 mit unserem deutschen Freicorps in Natal einrückten, da ahnte niemand, wie tragisch der Ausgang des Krieges sich gestalten würde. Weder hüben noch drüben konnte man voraussehen, dass der von England freventlich heraufbeschworene Kampf sich so in die Länge ziehen und dem Lande so tiefe Wunden schlagen würde. Von britischer Seite wenigstens wurde das ganze Unternehmen als Sport, als ein „Jagdausflug nach Pretoria" angesehen.

Wie gewöhnlich hatte England in masslosem Selbstdünkel hochmütig die Buren unterschätzt. Man hatte dort zu sehr an das Dogma von der Schlagfertigkeit und Unbesiegbarkeit der britischen Armee geglaubt; britischer Leichtsinn und englische Unwissenheit konnten sich den Krieg entfernt nicht als das vorstellen, was er in Wirklichkeit war und was er geworden ist. Im Grunde genommen waren ja Grossbritanniens Mietstruppen eigentlich nur gewohnt, gegen unzivilisierte Rassen und Stämme zu kämpfen, die statt der modernen Bewaffnung nur mit Bogen, Pfeil und Speer, also mit ganz primitiven oder

doch veralteten Streitmitteln ausgerüstet waren. Da war es keine grosse Kunst, die anstürmenden Horden mit Maximkanonen, mit Gatling- und Schnellfeuergeschützen und sonstigen allermodernsten Mordwaffen niederzumähen. Eben nur vermöge dieser Überlegenheit in der Bewaffnung war es möglich, dass sich die englischen Söldnerheere ihren oft recht fraglichen und zweifelhaften Ruhm haben erwerben können; fraglich und zweifelhaft auch darum, weil stets die eigene bezahlte Presse in widerlicher Selbstvergötterung nur die eigenen Siege und nur den eigenen Ruhm in die Welt hinausposaunte.

Wie es aber mit der Wahrheitsliebe dieser englischen Presse und der britischen Führer, Generäle sowohl wie Politiker, bestellt ist, das hat der Krieg in Süd-Afrika zur Genüge gezeigt.

Der Welt sind endlich die Augen geöffnet worden; die Welt sieht heute, dass die Pestilenz der Lügnerei ganz Grossbritannien durchseucht hat und vor keiner Niedertracht zurückschreckt, auch nicht vor der, die Depeschen und Bekanntmachungen zu fälschen. Ich erinnere nur an die ersten Siegesnachrichten der Briten in Natal während der ersten Monate des Feldzuges. Auf unserem beschwerlichen Verfolgungsritt nach dem Treffen bei Dundee durch das Gebirgsland Natals bis nach Ladysmith fanden wir häufig in den verlassenen feindlichen Lagern englische Zeitungen, in denen ich selbst — und mit mir viele andere — lesen konnte: in dem und dem Gefecht sind die Buren geschlagen, haben so und so viel tausend Tote und Verwundete gehabt, haben ungeheuer viele Gefangene verloren, und der Rest befindet sich in regelloser Flucht auf dem Rückzug.

Dabei befanden wir uns aber in Feindesland und trieben die „siegreiche“ englische Armee vor uns her.

So wurde damals schon gelogen. Wie viel mehr erst jetzt, da Grossbritannien weiss, was auf dem Spiele steht und infolgedessen Censur und Kabelmonopol in geradezu brutaler Weise handhabt. Die Welt muss eben im Unklaren gehalten werden. Denn nur so lässt sich der durch Entfernung und Unkenntnis gewobene Glorienschein erhalten. Das wissen die Männer im Heuchellande jenseits des Kanals nur zu gut!

In diesem südafrikanischen Kriege nun sah Grossbritannien sich wieder zum erstenmale einem weissen Gegner gegenüber, der, wenn auch undiscipliniert und an Zahl bedeutend geringer, so doch mit guten Schusswaffen versehen war und — eine grosse Hauptsache — diese vorzüglich zu handhaben verstand. Dann aber war dieser Gegner gleichsam ein Volk in Waffen, ein Volk, das für seine Freiheit und sein Recht in die Schranken trat.

Die Buren fochten für ihr rechtlich erworbenes Land, für ihre Unabhängigkeit, die Briten dagegen für das Geld. Erstere waren und sind Helden, letztere gedungene Soldknechte, die im Dienste einer Kapitalisten- und Spekulantenbande die Göttin der Freiheit ermorden sollen.

Golddurst, unersättliche Habgier waren die Triebfedern zu einem Raubkrieg, der eigentlich nur als ein Akt in jenem blutigen Drama anzusehen ist, das England seit einem Jahrhundert in Süd-Afrika insceniert hat. Todesröcheln und Kanonendonner geben hierbei die begleitende Musik; der blutgetränkte Boden, der Feuerschein brennender Farmen und Häuser bilden die Be-

leuchtung. Im Hintergrunde aber sitzt das bleiche, gelbe Gespenst des Mammons als Regisseur!

Eins steht fest: England hat den Krieg mit Transvaal gewollt und ergriff mit Begierde jeden Kriegsvorwand.

Solches ist der Gesamteindruck, den die Äusserungen der englischen Jingo-Presse auf jeden Urteilsfähigen machen müssen. Der ganze zur Schau getragene Eifer war auch weiter nichts, wie eine leere Phrase. Die Jingo-Presse, in ihrer bezahlten Thätigkeit, machte mit ihrem Schimpfen und Lästern über das „Barbarenvolk" der Buren eben die öffentliche Meinung.

Man schlug die Lärmpauke und stiess ins Bockshorn des Zeters und war befangen von einer fixen Idee, nämlich von dem Gedanken und dem Wunsche des unbestrittenen Übergewichts Grossbritanniens in Süd-Afrika.

Nur durch eine solche im grossen betriebene Lügen- und Heuchelpolitik war es möglich, dass heute noch so total verkehrte Anschauungen in den Köpfen von Leuten stecken, denen man, ihrem Bildungsgrade nach, wohl etwas mehr hätte zutrauen können.

Heute noch hört man vielfach Redensarten wie:

„Es handelte sich doch nur um zwei Jahre bezüglich des Stimmrechts in Transvaal."

„England wollte doch nur die Rechte der Ausländerbevölkerung wahren; es wollte ja keinen Krieg."

„Transvaal hat den Krieg begonnen; es hat das Ultimatum gestellt" u. s. w.

Wird es denn wirklich so kommen, dass, wie zu allen Zeiten, so auch jetzt, die Sieger die Geschichte der Besiegten schreiben? Dass England mit seinem allmächtigen

Golde das grosse Publikum schliesslich dahin bringen wird, dass es allmählich glaubt, Transvaal habe den unheilvollen Krieg begonnen?

Für den unparteiisch Urteilenden indessen, der den Gang der Verhältnisse verfolgt hat, wird es mehr und mehr zur unumstösslichen Thatsache, dass England den Krieg mit Transvaal schon vor Jahren beabsichtigt hat.

Eigentlich hat ja Grossbritannien seit dem ersten „Trek“ der Buren im Jahre 1834 nichts anderes erstrebt, als die Vernichtung dieses freiheitliebenden „starrsinnigen“ Volkes. Als dann trotz aller Schwierigkeiten die beiden Burenstaaten entstanden waren, da erblickte man in London hierin ständig eine Gefahr für die Ausdehnung der bluttriefenden Herrschaft der britischen Herren und Kapitalisten in Süd-Afrika.

In einem Briefe vom 3. März 1884 äusserte sich Lord Derby über einen Vertrag, den die Transvaal-Regierung abschliessen wollte: er setze voraus, „dass dieser Vertrag nichts enthält, was irgendwie im Konflikt mit britischen Interessen stehen könne.“

Was heisst nun im Konflikt mit britischen Interessen?

Als habgierige und nimmersatte „nation of shopkeepers“ hat England ja überall Interessen, und die Erfahrung hat vollauf gelehrt, dass es überall welche haben will. Hat doch sogar einst die englische Regierung sich zum Protektor der freien Stadt Frankfurt aufgeworfen!

„Mit echt britischer Flegelei“ konnte es damals der englische Gesandte wagen, die erklärende Note abzugeben: England sei durch die Wiener Verträge zum Ein-

spruch berechtigt; England betrachte „die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit selbst des kleinsten europäischen Staates als ein britisches Interesse!" Warum? Um sich in die deutschen Angelegenheiten hineinzumischen, um die deutschen Dinge zu verwirren, deutsche Fürsten gegeneinander zu hetzen, damit der sich allmählich klärenden deutschen und preussischen Politik alle nur erdenklichen Schwierigkeiten entstehen sollten.

Was nun insbesondere Süd-Afrika und Transvaal angeht, so steht „im Konflikt mit britischen Interessen" nicht die innere oder äussere Politik des Burenstaates, sondern, im Grunde genommen, die Existenz dieser Republik selbst, das Vorhandensein dieses freien Staatswesens unter eigener Flagge.

Das muss man im Auge behalten, um die heutige Sachlage richtig zu beurteilen.

Leider ist noch viel zu wenig bekannt über Englands Machenschaften und Agitationen in seiner südafrikanischen Politik, die brutal und roh, hohnsprechend jedem Menschen- und Völkerrecht, vor keinem, aber auch nicht vor dem gemeinsten Mittel zurückschreckt, um ihren Zweck zu erreichen.

Nicht mit Unrecht schreibt der grosse Gladstone am 17. Januar 1896, also kurz nach dem Jameson-Raubzug:

„Ich habe immer gedacht, dass Transvaal eigentlich an uns bestimmte Ansprüche zu machen hat. Ich bin jedoch überrascht und angeekelt von dem Streich, der gegen die Republik geführt worden ist."

Jener Raubzug des Herrn Dr. Jameson-Rhodes missglückte.

Ohne sich vor der übrigen Welt verteidigen zu können, stand Grossbritannien da, gebrandmarkt als heimlicher Helfer und Mitgenosse jener Schwindelbande, mit einem neuen Schandfleck auf seinem einst so glänzenden Wappenschilde.

Rhodes und Genossen aber arbeiteten rüstig weiter, und die bezahlte Jingo-Presse that ihre Schuldigkeit. Denn es galt nun, Transvaal zu schmähen und anzuschwärzen, um jede Sympathie im Keime zu ersticken; es galt, Transvaal in den Augen der übrigen Welt ins Unrecht zu setzen und den Leuten weis zu machen, Transvaal habe den Krieg veranlasst, Transvaal sei der Friedensstörer und habe angefangen.

Dass es sich nicht ums Stimmrecht, nicht um die „unterdrückten“ Ausländer gehandelt hat, dass all das nur hohle Schaumschlägerei gewesen ist, ist heute sonnenklar.

Hinsichtlich des Stimmrechts kann ich nur sagen: es war eine Posse; die Engländer in Transvaal wollten es gar nicht haben. Ein Führer der Reformer in der Johannesburger Komödie 1895/96, Herr L. Philipps, schrieb am 16. Juni 1894:

„Ich gebe nichts um die politischen Rechte; ich habe nicht den Wunsch, sie zu erwerben, und glaube, dass die Gesellschaft überhaupt hierin nicht ehrgeizig ist. Was das Stimmrecht betrifft, so ist es meine Ansicht, dass es vielen damit wohl recht gleichgültig ist.“

Und doch wurde von jenem Herrn damals die Revolution „gemacht“ wegen der Rechte, darunter das Stimmrecht, der Ausländer!

„Wenn Ohm Paul die Engländer auf Knieen ge-

beten hätte, sich naturalisieren zu lassen, so würden sie es ihm abgeschlagen haben. Sie sind alle Zugvögel, Wanderer, die Geld machen wollen.“ Das war das scharfe Urteil einer Afrikanerin, der bekannten Olive Schreiner.

Es war nicht das Stimmrecht, es waren nicht die Rechte der „unterdrückten“ Ausländer — diese lebten glücklich und zufrieden in Transvaal, und es ist merkwürdig, dass die Skandalmacher nur „British subjects“ gewesen sind —, es waren auch nicht die weit hergeholten, von Rhodes angekündigten „verfassungsmässigen Mittel“, die Suzeränität, die innere Verwaltung und Gesetzgebung und mehr von dergl. künstlich konstruiertem Unsinn, der als Grund und Ursache zum Einschreiten gegen den Burenstaat hingestellt wurde. Alles das wurde nur als Handhabe benutzt, als Vorwand mit dem verschiedenartig schillernden Deckmäntelchen der Civilisation und Humanität. Die wirkliche Ursache lag im Goldreichtum, in den Minen des Landes einerseits und in der selbständigen Existenz der freien Republik andererseits.

Eine „Oberhoheit“ z. B. hat gar nicht bestanden. Die Suzeränität war ein Produkt englischer Spitzfindigkeit und Wortklauberei. Die alte Pretoria-Konvention vom 3. August 1881 hat der damalige englische Minister Lord Derby selbst geändert, indem er mit eigener Hand die bedeutungsvollen Worte gestrichen hat: „Subject to the Suzerenity of Her Majesty, Her Heirs and Successors*).“

*) Vergl. Dr. W. Vallentin, Geschichte der Süd-Afrikanischen Republik Transvaal, Berlin 1901.

Hiermit schuf er die neue Konvention von London vom 27. Februar 1884.

Als dieser einfache Beweis den Herren vom Schlage Chamberlains nicht mehr genügte, konstruierte britische Wortklauberei die Behauptung, durch diese neue Konvention sei die alte nicht hinfällig geworden, sondern letztere werde durch erstere nur ergänzt.

Und doch genügt ein Blick auf die Einleitungsworte des Vertrages, um jene Behauptung als unhaltbar zu erkennen. (Blaubuch Correspondance u. s. w. 1884 C. 3947 P. 43 ff.)

Auch das Schreiben des englischen Ministers vom 15. Februar 1884 beweist, dass die neue Konvention von 1884, die nichts von einer Suzeränität enthält, an Stelle der alten getreten ist.

Dafür, dass eine Oberhoheit nicht besteht, sind aber ausser den direkten Beweisen noch andere indirekte in Menge vorhanden. (Vergleiche auch Blaubuch 1895 C. 1933 No. 13, Schreiben Chamberlains vom 31. Dezember 1895.)

Diese Auslegungen waren zu dem geplanten Anschlag gegen Transvaal notwendig. Die Interessenten jenseits des Kanals mühten sich nun redlich ab, der Südafrikanischen Republik in jeder ihrer Regierungshandlungen einen Bruch der Konvention zum Vorwurf zu machen, um dann als vermeintlicher Suzerän im gekränkten Rechtsgefühl intervenieren zu können.

Der Krieg nicht nur gegen Transvaal, sondern auch gegen den Oranje-Freistaat war ausgemachte Sache. Bereits im Mai und Juni 1899 bestand im Londoner Kabinett die feste Absicht, sich der beiden Burenstaaten

zu bemächtigen, nur wusste man noch nicht so recht, wie. Nachdem die öffentliche Meinung durch Lügen und Hetzen gegen das einfache schlichte Volk von Bauern und Hirten auf beiden Seiten des Vaalflusses gehörig erregt worden war — ich erinnere nur an den Edgar-Fall in Johannesburg und das Zustandekommen der Petition an die Königin von England mit den zum grossen Teil gefälschten Unterschriften — dachte man, leichtes Spiel zu haben. Man brachte dem Publikum die Meinung bei, der Krieg, bezw. die Einverleibung der beiden Burenrepubliken sei ein Akt der Civilisation.

Wie man den Krieg gegen die Burenstaaten geplant hat, darüber geben zahlreiche Dokumente Aufschluss, die uns nach dem Rückzug der Engländer bei Dundee in die Hände gefallen sind, oder die man sonst bei gefangenen englischen Offizieren gefunden hat. Unter anderem wurden Kartenskizzen vorgefunden, die zu einem Bericht „über den Vormarsch aus der Kapkolonie in den Oranje-Freistaat“ gehören. Bereits im Februar 1897 war jene Aufnahme fertig; man muss also mit den Arbeiten bereits 1895 oder 1896 begonnen haben! Jene Karte ist keine gewöhnliche Landesaufnahme, sondern stellt lediglich den Vormarsch von der Kapkolonie auf Bloemfontein dar mit den für militärische Zwecke erforderlichen Angaben.

Bei einem deutschen Farmer z. B. steht einfach „German“, bei einem Engländer dagegen „useful englishman, knows country“ (brauchbarer Engländer, kennt das Land) u. s. w.

Man drängte und nörgelte, man schimpfte und drohte, man mischte sich unbefugt in die internsten Angelegenheiten Transvaals hinein und hat damit denn

schliesslich die Südafrikanische Republik auf freventliche Weise in den Krieg hineingedrängt. Die am 30. Mai und den folgenden Tagen stattfindende Konferenz zu Bloemfontein war auch nur eine von England geschickt aufgeführte Komödie, die notwendige Erfüllung einer politischen Formalität, weiter nichts! Denn schon damals — und das ist ein Hohn auf jene Konferenz — hatte Grossbritannien mit den Truppenbewegungen in Natal und in der Kapkolonie begonnen. Aus den amtlichen Akten wiederum muss man zu dem Schlusse kommen: die britische Regierung hat einen friedlichen Ausgleich in Betreff der vom Zaune gebrochenen streitigen Fragen nicht gewollt. Denn sobald eine Angelegenheit durch das Entgegenkommen Krügers erledigt schien, kam Sir A. Milner mit immer neuen Forderungen und äusserte zuletzt in hochfahrendem Tone, es wäre Zeitvergeudung, auf die Einzelheiten näher einzugehen!

Nun, das sagt genug.

Vor allen Dingen wollte man auf keinen Fall das von Krüger vorgeschlagene Schiedsgericht. Trotzdem es schon einmal (in der sog. Kulifrage) angewandt und von Grossbritannien selbst in Vorschlag gebracht worden war, erklärte jetzt Herr Chamberlain:

Grossbritannien würde sich niemals dem unparteiischen Ausspruch eines Schiedsgerichts unterwerfen, solange es sich um Auslegung oder Verletzung der Londoner Konvention handele!

Grossbritannien fürchtete eben den unparteiischen Ausspruch einer solchen Behörde, weil es sich selbst im Unrecht wusste. Ausserdem war es ja auch bequem, zu gleicher Zeit Kläger und Richter zu sein.

Das „ceterum censeo Transvaliam esse delendam", das man bisher nicht laut auszusprechen wagte; dieses „ceterum censeo", welches den Kernpunkt, und den Leitfaden für die gewissenlose Firma Rhodes, Chamberlain & Co. bei dem in Scene gesetzten Firlefanz gebildet hatte, es klang jetzt plötzlich als schriller Trompetenton in alle Welt hinaus.

Transvaal dagegen hat seine Friedensliebe bis zum Äussersten gezeigt, damals sowohl, wie auch später bei allen anderen Verhandlungen.*)

Dass es die endgültige Anfrage, das sog. Ultimatum, stellen musste, liegt auf der Hand. Denn es war nun klar, dass England sich rüstete, bezw. sich in Stand gesetzt hatte, um im geeigneten Momente mit gewaltiger Übermacht die Burenstaaten zu überrumpeln. Transvaal wie auch der Freistaat sind zu diesem Ultimatum geradezu gezwungen worden durch das perfide Verhalten Grossbritanniens.

Freilich hatte man auf der anderen Seite hiermit das, was man wollte.

Das soviel genannte Ultimatum aber (vom 9. Oktober 1899) war gar nicht notwendig, weil eben der Krieg schon Monate vorher im Londoner Kabinett beschlossene Sache war.

Es ist daher verkehrt, wenn man sagt, Transvaal habe den Krieg begonnen. Und ebenso unrichtig ist es, wenn es heisst, der Gesandte Transvaals in Brüssel, Dr. Leyds, hätte seine Regierung zu solchen Schritten

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin, Geschichte der Südafrikanischen Republik Transvaal, 3. Band. II., Berlin 1901.

gedrängt. Im Gegenteil: von seiten Transvaals ist alles mögliche gethan worden, um einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Aber, wohl gemerkt, der friedliche Weg passte der britischen Politik gar nicht; der Krieg war die ultima ratio, um die Interessen der englischen Grosskapitalisten in Süd-Afrika zu wahren, mit anderen Worten, um die Burenstaaten zu vernichten.

Und doch wird mit einer Bronzestirn, die ihresgleichen sucht, von den leitenden Männern in London, von Salisbury und Josef Chamberlain, von jener Clique, an deren Spitze Rhodes, Milner und Konsorten stehen, der Welt die grosse Lüge aufgetischt:

Der Krieg in Süd-Afrika ist das Ergebnis einer seit Jahren vorbereiteten Verschwörung der Buren gegen England!

Ist es nicht eher eine Verschwörung Englands gegen die Buren?

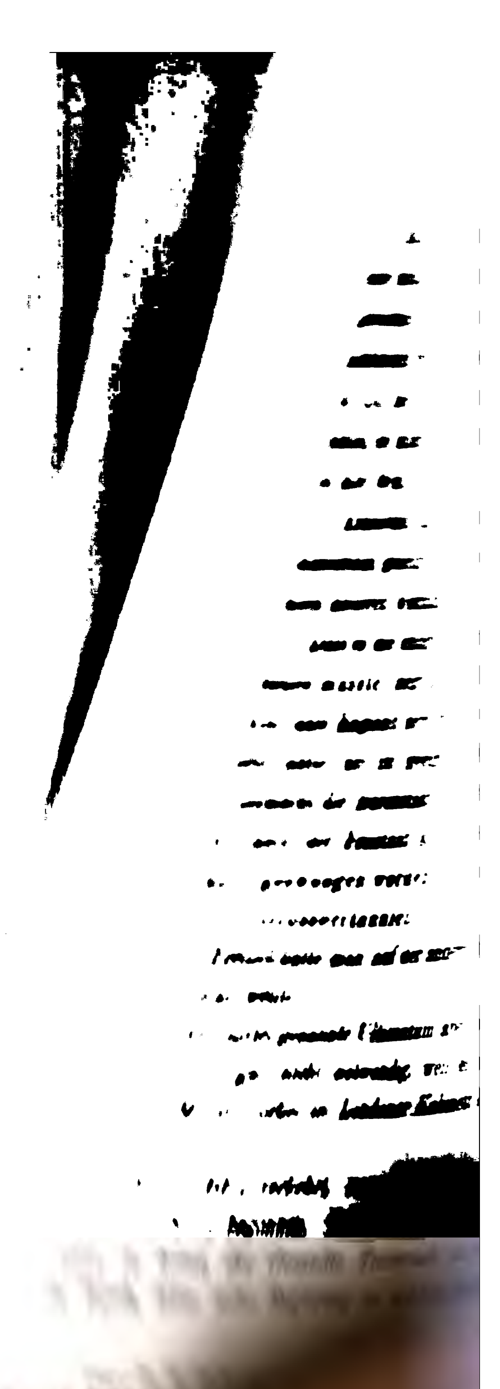
Ist der Raubzug Jamesons nicht der beste Beweis dafür?

Hat die damalige Untersuchung nicht genug belastendes Beweismaterial zu Tage gefördert?

Hat Rhodes nicht selbst schamlos vor der Untersuchungskommission sich damit gebrüstet, er werde jetzt, nachdem Jamesons Anschlag und die Johannesburger Komödie nicht zum Ziele geführt hätten, verfassungsmässige Mittel (constitutional means) anwenden, um Transvaals Starrsinn zu brechen, d. h. mit anderen Worten: seinen Kapitalismus zum Herrn von Transvaals reichen Goldfeldern zu machen?

Für ihn waren ja Geld und Gold und Diamanten von immensem Wert, für ihn, der cynisch die Behauptung


STANFORD LIBR
HOOVER I
on War, Revol
FOUNDED BY H



... Gegenteil: von seiten Transvaals ist alles ...n worden, um einen friedlichen Ausgleich ...n. Aber, wohl gemerkt, der friedliche Weg ...itischen Politik gar nicht; der Krieg war ...tio, um die Interessen der englischen Gross- ...n Süd-Afrika zu wahren, mit anderen Worten, ...enstaaten zu vernichten.

...ch wird mit einer Bronzestirn, die ihresgleichen ... den leitenden Männern in London, von ...und Josef Chamberlain, von jener Clique, an ...ze Rhodes, Milner und Konsorten stehen, der ... grosse Lüge aufgetischt:

... Krieg in Süd-Afrika ist das Ergebnis einer seit ... vorbereiteten Verschwörung der Buren gegen ...d!

... es nicht eher eine Verschwörung Englands gegen ...ren?

...t der Raubzug Jamesons nicht der beste Beweis ...?

Hat die damalige Untersuchung nicht genug be- ...ndes Beweismaterial zu ... gefördert?

Hat Rhodes nicht s... mlos vor der Unter- ...ungsk... sion sich ... rüstet, er werde ... ...hdem ... ns An... die Johann... ...mödi... m Zi... hätten, ver... ...ässi... (con... means) an...

[illegible]

aufstellt, er habe noch keinen Menschen gefunden, der nicht für eine gewisse Summe Geldes käuflich sei.

Hiernach kann man ungefähr bemessen, welche Rolle das Geld in den Händen einer solchen Clique spielt. Mit Geld wird alles, aber auch alles gemacht, in erster Linie aber die öffentliche Meinung.

In England hatte das Geld als solches politischen Einfluss erlangt und konnte jede andere Gewalt, jeden im Staats- und Privatleben massgebenden Faktor an sich reissen und sich dienstbar machen.

Die eigenartigen Verhältnisse in Süd-Afrika wiederum gaben Gelegenheit zur Vereinigung von Kapitalismus und Jingoismus, der eine die Ergänzung des anderen. Es entstand jener kapitalistische Jingoismus, der zu einer Geissel für die ganze Welt zu werden droht.

Das Kapital sollte absoluter Despot in Süd-Afrika werden. Das waren die Pläne von Rhodes & Co., von Chamberlain und Genossen.

Auch die soviel genannte „Ausländerfrage“ war eitel Lug und Trug, die alte Jeremiade über nichts, wie s. Zt. vor dem Jameson-Raid. Es wurde geradezu unheimlich gelogen, und mit sittlicher Entrüstung schmetterte die bezahlte Presse einen jeden als Barbaren nieder, der ihre aufgebauschten Behauptungen zu bestreiten wagte.

Sobald man aber aus dem Nebel dieser Phrasen in die klare scharfe Luft des Geschäftslebens trat, erschien doch alles erheblich anders. Bei ruhiger Überlegung musste man dann zu dem Schlusse kommen, dass wohl in keinem anderen Lande der „Ausländer“ so viel Freiheiten genoss, wie gerade in Transvaal.

Unter englischem Regime werden das die betreffenden Herren wohl noch einsehen. Heute schon wünschen die früheren Feinde der Buren sehnlichst die Burenregierung zurück; sie haben übergenug von der schönen Wirtschaft der „Befreier vom Burenjoch“, und letztere wissen ganz gut: die Gelegenheit, sich zu bereichern, kommt nie wieder!

Der Arbeiter, der Handwerker, der Kaufmann — sie alle waren zufrieden mit ihrem Lose. Bei verhältnismässig geringen Abgaben an den Staat war ihnen die Möglichkeit gegeben, nicht nur ein menschliches Dasein zu führen, sondern auch in einer gewissen Wohlhabenheit zu leben. Wenig Lasten — dafür mehr Einkommen und Freiheiten.

Natürlich, allen recht machen kann es kein Staat; das ist unmöglich; auch will ich keineswegs die Verwaltung Transvaals als mustergültig hinstellen. Fehler werden überall gemacht, namentlich in einem Staatswesen, das noch in der Entwickelung begriffen ist. Man darf auch nicht vergessen, dass diese Entwickelung aus der Unkultur mit kolossaler Schnelligkeit stattgefunden hat. Von einem „Transvaal“ kann man doch erst seit 1880/81, seit dem Freiheitskriege, sprechen.

Ich stelle hier nur die allgemein gültige Behauptung auf: Das ganze Lamento über die gedrückte Lage und die Rechtlosigkeit der sogenannten Ausländer war unbegründet.

Aber es war erforderlich in dem britischen Lügengewebe, um die öffentliche Meinung zu ködern; und diese liess sich ködern, weil in der Ferne alles anders aussieht, als man es bei näherer Besichtigung findet.

Dass man es bei der Ausländerfrage geradezu mit einer Lüge zu thun hatte, beweist die Thatsache, dass eben jene „Ausländer" — Deutsche, Franzosen, Holländer, Italiener, Irländer, Amerikaner etc. — bei Ausbruch und im Verlauf des Krieges ohne Zaudern und Bedenken auf Seite der Buren traten. Jedenfalls würden das unterdrückte und unzufriedene Menschen nicht gethan haben.

Es war doch merkwürdig, dass sich draussen in Süd-Afrika im gegebenen Momente fast alle, ja alle Nationen des Erdballs in gemeinschaftlichem Hasse gegen Grossbritannien vereinigten.

Fühlte man dort etwa instinktiv die Gefahr, die der Welt von dem internationalen Halsabschneider John Bull droht? Sah und fühlte man dort deutlicher als in dem alten Europa alle Frevel, alle Lügen und Verbrechen, die England von jeher an der gesamten Welt begangen hat?

Dass ausserdem Englands geheuchelte Sorge für die „armen Ausländer" nur hochtrabende Worte waren, dass die mit dem Brustton der Überzeugung proklamierte Behauptung, Grossbritannien führe den Krieg nur für die Rechte und das Wohl der Ausländerbevölkerung, eine fürchterliche Lüge ist, zeigt das Vorgehen der britischen Regierung gegen eben jene Ausländer nach der Besitznahme von Bloemfontein, von Johannesburg und Pretoria. Des Landes verwiesen wurden sie, hinausgeworfen und behandelt wie gemeine Verbrecher!

Namentlich wir Deutsche können ein Liedchen hiervon singen!

Auf einer grossen Lüge basierte Englands Anschlag

gegen Transvaal. Wer Gründe sucht, der weiss sie auch zu finden.

Lug und Trug lieferten der britischen Regierung den Vorwand zur Intervention, den Vorwand zu einem Kriege, den eine Grossmacht angeblich „im Namen der Humanität und Zivilisation“, in Wahrheit aber „im Namen des Geldbeutels“ führt.

Das fromme England hat ja, wie die Welt weiss, allzeit und überall Kriege nur um Gottes und der Frömmigkeit willen geführt; es hat seine „Siege“ auch nur dieserhalb davongetragen und beileibe niemals nutzbar gemacht.

Jener Gott aber war der gefüllte Geldsack und jene Frömmigkeit gipfelte in schwülstiger Scheinheiligkeit und brutalem Egoismus. Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn auch der Krieg gegen die „unkultivierten Buren“ notgedrungen geführt worden.

Ach ja, das gute, fromme, humane und weltbeglückende England!

Der blutige Krieg war wieder notwendig. Denn ohne Krieg liess sich das System Pitt nicht gut durchführen, d. h. „die Ausbeutung der Welt durch England und die Ausbeutung Englands durch das bekannte Zehntausend von privilegierten Leuten.“



II.

Englands grosse Lüge im Kriege. Die britische „ruhmreiche“ Armee.

„Der Grundstock des Römertums“, sagt der alte Scherr, „war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Roheit, und der vortretendste Charakterzug im römischen Wesen ist jener brutale Egoismus gewesen, wie er mit solcher bronzestirnigen Frechheit seither nur bei einem Volke wieder vorgekommen ist und noch vorkommt: beim englischen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands, und man wird überall die gleiche grenzenlos selbstsüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derselben infamen Heuchelei.“

Wenige nur haben mit Joh. Scherr damals schon diesen Kernpunkt des innersten englischen Wesens erkannt. Erfreulicherweise steht's hiermit heute besser, und Grossbritannien selbst hat dazu beigetragen, dass den übrigen Völkern nach und nach die Binde von den Augen gefallen ist.

Der Krieg in Süd-Afrika hat das Prestige des britischen Reiches vollends zerstört.

In der Politik Lug und Trug, in der Kriegsführung Treu- und Wortbruch und Aufhebung des Rechts.

Es ist interessant zu sehen, wie dasselbe England, das stets auf die peinlichste Erfüllung von Verträgen und Konventionen zu halten vorgiebt, das bei jeder Gelegenheit mit heuchlerischem Eifer auf die „Heiligkeit" von Verträgen hinweist, sich jetzt skrupellos über alle bestehenden Abmachungen hinwegsetzt. Dasselbe England, das in widerlicher, marktschreierischer Weise das Wort „Freiheit" auf seine Fahne schreibt und die Redensart von „Humanität und Zivilisation" bis zum Erbrechen im Munde führt, es will jetzt ein freies Volk zu Knechten machen und vom Erdboden vertilgen; es kümmert sich gar nicht um bestehende Völker- und Menschenrechte und versetzt der gesamten gebildeten Welt durch seine Frevelthaten moralische Backpfeifen. Grossbritannien hat es durch seine eigene masslose Selbstverherrlichung verstanden der übrigen Welt Sand in die Augen zu streuen. Der Burenkrieg dagegen hat gezeigt, dass bisher Englands militärisches und politisches Können bedeutend überschätzt worden ist.

Der Verlauf dieses Krieges ist bekannt.

Während sich auf dem östlichen Kriegsschauplatz alle Kräfte der Buren um Ladysmith herum konzentrierten, war man auch im Norden, Westen und Süden nicht unthätig geblieben. An der Westgrenze hatten die Buren mehrere bewaffnete Kaffernhorden, die von englischen Offizieren geführt wurden, mit blutigen Köpfen zurückgetrieben. Mafeking war umschlossen und Kimberley teilte das gleiche Geschick. Die blutigen Treffen im Dezember 1899 waren vollständige Niederlagen für die

britische Armee. Betäubend waren die Donnerschläge von Stormberg, Magersfontein und Colenso gefallen und rüttelten Albion aus seinem Traumschlummer des Grössenwahns. Die britische Offensive des Monats Dezember hatte mit Misserfolgen ihr Ende erreicht und für die beiden föderierten Burenstaaten stand damals alles günstig.

Im Westen General Methuen, im Osten General Buller auf dem Rückzuge, in der Mitte, in der Kapkolonie, die Generäle Gatacre und French nicht in der Lage, die vordringenden Burenabteilungen zurückzuwerfen. Mafeking, Kimberley und Ladysmith eingeschlossen. Überall an allen Bahnlinien hatten die Buren nicht nur die günstigsten Stellungen für sich ausgesucht, sondern auch die feindlichen Angriffe in die für sie selbst günstigste Angriffsrichtung zu lenken verstanden.

Etwas mehr Offensive, etwas mehr Thatkraft und Ausnutzen der errungenen Vorteile seitens der Buren in jenem Monat — und Englands Dünkel hätte die gebührende Strafe empfangen. Noch ein durchgreifender Erfolg, ein entscheidender Schlag, vielleicht die Einnahme Ladysmiths — und Grossbritannien hätte nicht nur die beiden Burenrepubliken gegen sich gehabt, sondern die gesamte, im gemeinsamen Rechtsbewusstsein erstarkte Einwohnerschaft Süd-Afrikas. Der Traum von einem britischen Afrika wäre damals schon in ein Nichts zerflossen!

Das Warten und Zaudern bei der Oberführung der Buren gerade zu jenem Zeitpunkt hat sich bitter, bitter gerächt.

Zu Ende des Jahres 1899 war die Sachlage für die Briten derartig kritisch, dass von London aus an die

englischen Generäle die Weisung erging, sich jeder Offensivbewegung zu enthalten.

Auch für die nächste Zeit ging alles gut, trotz der numerischen Überlegenheit der englischen Armee.

Mitte Februar 1900 hatte nämlich Grossbritannien etwa 180 000 Soldaten im Felde gegen die Buren stehen. Die Streitkräfte der letzteren dagegen beliefen sich auf ungefähr 40 000 Mann. Namentlich mit Artillerie waren die Engländer den Buren bedeutend überlegen.

Lord Roberts als Höchstkommandierender und Kitchener als sein Generalstabschef waren inzwischen auf dem Kriegsschauplatze erschienen, und die erste englische Operation, bei der man einen gewissen strategischen Plan nicht verkennen konnte, sollte nunmehr vor sich gehen. Fünf Divisionen wurden in der Kapkolonie zusammengezogen, um die Offensive gegen den Freistaat aufzunehmen. Die zum Entsatz von Mafeking und Kimberley entsandten Truppen konnten nichts ausrichten, während Buller sich vergeblich abmühte, dem belagerten Ladysmith Hilfe zu bringen. Am Riet- und Modderfluss im Westen und bei Spionskop am Tugela im Osten redeten die Burenkugeln eine nur zu deutliche Sprache. Transvaals und Freistaats Söhne zeigten, was eine geringe Zahl von Freiheitskämpfern gegen ein grosses Söldnerheer vermag.

Ähnlich stand es im Süden, um Colesberg herum. Auch hier bei Rietfontein und Rensburg wurden die Engländer zum Rückzug gezwungen.

Da kam der Rückschlag.

General Cronje konnte mit seiner kleinen, kaum 3500 Mann starken Schar unmöglich der heranrückenden

feindlichen Hauptmacht unter Roberts die Stirn bieten und musste sich, um nicht von der Verbindung abgeschnitten zu werden, in Richtung auf Bloemfontein zurückziehen. Dem tüchtigen General French gelang es mit etwa 8000 Mann nach Kimberley zu kommen.

Verstärkung war also hier dringend notwendig, und diese konnte nur vom südlichen und östlichen Kriegsschauplatz hergenommen werden. Die Folge war, dass die schon ohnehin geringe Streitmacht der Buren in Natal und der Kapkolonie noch mehr geschwächt wurde.

Da gab am 25. Februar der Burengeneral Schoeman bei Colesberg den Befehl zum allgemeinen Rückzug ohne Grund und Ursache, wie er selbst später zugestanden hat, „aus Versehen" („het was een vergissing").

Alle teuer erkämpften Vorteile wurden dadurch mit einem Schlage aus der Hand gegeben.

Zwei Tage später erfolgte die Übergabe Cronjes. „Dreitausend Buren gefangen genommen von vierzigtausend Engländern! Welch ein glorreicher Sieg!" so rief der irische Abgeordnete Redmond aus, als im Parlament zu London das Siegestelegramm verlesen wurde.

In der That, Cronjes Übergabe war die erste grosse Entscheidung. Auf der freien Hochebene konnten die Briten nun ihre an Zahl bedeutend überlegenen Kräfte entfalten.

Wiederum mussten die Lücken ausgefüllt werden; wiederum musste man Verstärkung von den anderen Kriegsschauplätzen heranziehen.

Colesberg war schon aufgegeben; die Stellungen bei Stormberg mussten geräumt werden und schliesslich waren die Buren genötigt, von dem belagerten Ladysmith abzu-

lassen, um den bedrohten Freistaat mit ihren Leibern zu decken.

So war denn auch Natal aufgegeben.

Im allgemeinen beschränkte man sich jetzt auf die Verteidigung der eigenen Grenzen.

Seit dem Entsatz Kimberleys und der Kapitulation Cronjes hatte sich Mutlosigkeit der Gemüter bemächtigt; vor allem aber war das Vertrauen auf die Oberleitung im Schwinden begriffen. Schoemans unsicheres Gebahren bei Colesberg hat nicht zum wenigsten hierzu beigetragen.

Dass z. B. der alles beherrschende Coles-Kop, der „stehende Luftballon" der Engländer, nicht besetzt wurde, war seine Schuld, ebenso der vorher erwähnte, plötzlich ohne Grund angeordnete Rückzug.

In jedem Kriege hilft man sich bei Niederlagen und unglücklichem Ausgange mit dem so leicht in die Massen geschleuderten Worte: „Verrat". Man spricht von einem „Verrat von Ladysmith" und beschuldigt damit den alten General Joubert; sogar von dem starrköpfigen Cronje geht das Gerücht, er habe Verrat geübt. Das alles indessen gehört ins Reich der Fabel, namentlich was Cronje betrifft.

Die Tadel „Unfähigkeit" bezw. „Starrsinn" würden eher zutreffend sein, nicht aber die Beschuldigung „Landesverrat". Dazu dürften diese beiden Buren wohl nicht fähig gewesen sein, eher indessen der verschmitzte Hendrik Schoeman. Dieser war alles andere, nur kein General, und machte mehr den Eindruck eines schlauen, wohlhabenden Landwirts, der sehr gut im stande ist, ein feines Geschäft in Korn oder Vieh abzuschliessen, als den eines Kriegsmannes, der Freiheitskämpfer gegen den

Feind führen soll. Schoeman hat durch sein späteres, perfides Verhalten nicht nur den bestehenden Verdacht bestätigt, sondern sogar den Beweis geliefert, dass er ein „Freund“ der Engländer gewesen ist.

Im Verlauf der nächsten Monate fanden kleine und grössere Treffen statt, bald günstig für die Buren, bald für die Briten. So tapfer aber auch erstere fochten und so heldenmütig sie ihr Leben in die Schanze warfen — der erdrückenden Übermacht Englands konnten sie nicht widerstehen. Denn nun begann das fortwährende Umgehen und Umzingeln der kleinen Burenabteilungen durch den Feind, eben vermöge seiner kolossalen numerischen Überlegenheit. Und dazu kamen immer frische Truppen aus England selbst, aus Kanada, Australien, Indien, Neuseeland. Zu jener Zeit standen etwa 250 000 britische Soldaten in Süd-Afrika.

Was aber hatten die Burenrepubliken dieser disciplinierten Macht entgegenzustellen? Wenn es jetzt noch 30—33 000 Mann gewesen sind, dann ist es hoch gerechnet. Von diesen aber haben höchstens zwei Drittel thatsächlich mitgefochten. Ich erinnere nur an den blutigen Kampf bei Magersfontein, wo Lord Methuen unter empfindlichen Verlusten aufs Haupt geschlagen wurde. Mehr als 2500 Mann der englischen Garde- und Kerntruppen bedeckten schon nach kurzer Zeit das Schlachtfeld; von dem berühmten Black-watch-Regiment waren nur 48 Mann übrig geblieben. Und doch haben kaum 1000 Buren diesen glänzenden Sieg gegen eine überwältigende Übermacht von 15 000 Briten errungen.

Die Fehler und Unterlassungssünden, die eine untüchtige Oberleitung der Buren in den ersten Mo-

naten des Krieges begangen hatte, rächten sich jetzt furchtbar.

Es klingt lächerlich, ist aber Thatsache, dass kürzlich jemand vollen Ernstes die entschuldigende Behauptung aufstellte:

„Ja, hätten wir damals den Platberg bei Ladysmith gestürmt und wären wir damals mehr offensiv vorgegangen und hätten wir uns damals stets mehr an den Feind herangemacht — dann würden heute nicht mehr so viele Burenkämpfer vorhanden sein können. Das alles war weise Absicht bei der Oberleitung.“

Der gute Mann vergisst in seiner Kurzsichtigkeit, dass, wenn wir damals einige hundert Buren bei einem Sturm geopfert hätten, heute tausende gerettet worden wären; denn dann wäre der Kampf heute längst beendigt gewesen.

Fehler sind nun mal gemacht worden, das steht fest, und es hilft alles nichts, diese irgendwie bemänteln zu wollen. Das denkträge Festhalten an dem Glauben und Thun der Altvorderen muss eben notwendig zu albernem Hochmut, zum ökonomischen und politischen Ruin führen. Zieht man aber einen Vergleich zwischen den Missgriffen auf beiden Seiten, so muss man zu dem Schlusse kommen, dass die britische Heerführung erheblich mehr und bedeutend gröbere Fehler gemacht hat als die burische und — wohlgemerkt — jene Fehler waren weniger verzeihlich, weil sie eben in einer disciplinierten Armee, bei geschulten Soldaten und Offizieren, die von Taktik und Strategie etwas verstehen wollen, vorgekommen sind.

Die britischen Streitkräfte rückten indessen, ängstlich

an den Bahnlinien klebend, aber durch ihre Massen wirkend, im Oranje-Freistaate vor; Bloemfontein wurde von ihnen besetzt.

Ende Mai überschritt der Feind den Vaalfluss; die letzte Stellung der Buren bei Klipriviersberg musste aufgegeben werden und Johannesburg geriet in Besitz der Engländer. Am 5. Juni 1900 hielt Lord Roberts seinen zirkusartigen Einzug in Pretoria.

Alle Welt glaubte, der Krieg sei nun zu Ende, und schon blähte sich der Brite vor Hochmut und wusste sich vor Gloire und Ruhmesgeschrei kaum zu lassen.

Lord Roberts setzte seine „Proklamationsschraube ohne Ende“ an. Er gab heute ein Versprechen, das er morgen nicht mehr halten wollte, verkündigte heute dem Volk Freiheit und alle Rechte und liess schon in derselben Nacht hunderte von „Verdächtigen“ einkerkern, trieb hilflose Frauen und Kinder zu Tausenden in die Fieberluft des Buschfeldes, brannte Farmen und Wohnungen nieder und verwüstete systematisch das Land.

Während aber im britischen Heere die wilde Soldateska, Offizier sowohl wie Soldat, ihre Orgien feierte und die losgelassene Bestie im Menschen zügellos von Genuss zu Genuss taumelte, während die von Briten verübten Greuel- und Schandthaten zum Himmel schrieen, hatte sich bei den Buren eine gewaltige Wandlung vollzogen. Ein neues junges Geschlecht mit mehr Elasticität, mit mehr Jugendkraft und weiterem Blick als das alte forderte jetzt sein Recht. Nicht die Gunst, sondern die Ungunst der Verhältnisse war hier der Hammer gewesen, welcher den Mann geschmiedet hatte. Männer wie Botha, de Wet, de la Rey traten in den Vordergrund,

und die Seele des ganzen war der edle Steijn. Fürwahr, jeder Zoll ein Mann und Held!

Zu voreilig hatten die habgierigen Engländer die vollendete Unterwerfung der Burenstaaten in die Welt hinausposaunt. Das Volk der Bauern und Hirten aber war noch lange nicht unterworfen; die heisshungrige, britische Kapitalisten-Meute war weder de facto noch de jure im Besitz des Landes. Noch heute ist sie es nicht, heute nach zweijähriger Kriegsführung.

Und nun begann der Guerilla-Krieg. In diesem hat sich offenbart, wie alle jämmerlichen Lug- und Trugmittel Englands, alle seine Listen und Gewaltakte zu nichte werden an dem standhaften Willen eines kleinen Volkes.

Der Kleinkrieg dauert heute noch fort, und mit ihm verbindet sich der Aufstand der Buren in Natal und der Kapkolonie. Mit der Zeit haben diese eingesehen, was sie von der weltbeglückenden britischen Oberhoheit zu erwarten haben. Ihnen droht das Geschick Indiens und Ägyptens, ausgesogen und ausgepresst zu werden bis zum letzten Tropfen! Auf Kosten einer unterjochten und ausgesogenen Welt hat sich ja Grossbritannien bisher gemästet.

Was da vor Jahresfrist die englischen Blätter von den Aufständen der Farmer berichteten und oft geradezu ins Fürchterliche übertrieben, war eitel Lüge. Das alles diente nur dazu, um die Unfähigkeit und Untauglichkeit des britischen Heeres zu bemänteln, das trotz seiner fast zehnfachen Überlegenheit gegen die Buren nichts besonderes ausrichten konnte.

Die Thatsache, dass Grossbritannien im Kampf mit

einer Macht zweiten oder gar dritten Ranges jeden, aber auch jeden Nerv anzuspannen hat, giebt den Beweis, dass es im Kampfe mit einem mächtigeren Gegner, der ausserdem eine wirkliche Armee besitzt, mit vorzüglicher Heeresleitung, disciplinierten Soldaten und tüchtigen Offizieren, absolut unterliegen muss.

Denn was ist der britische Soldat? Ein Maulheld im aufgeputzten Uniformsrock.

Was ist englischer Waffenruhm? Ein Scheinding an sich im goldenen und bunten Flitterkleide, das die Augen blendet, bis einst jemand mit kräftiger Hand das Schaumgold herunterreisst und die übriggebliebenen Fetzen mit verächtlichem Fusstritt von sich stösst. In Süd-Afrika ist jene hohle, grell schillernde Seifenblase von „bravery“ und „gallantry“ englischer Armeen, Gott sei Dank, zum Platzen gebracht worden.

Die britische Landmacht von heute ist noch völlig in der Zeit und im Kot von Waterloo stecken geblieben und lebt von dem Siege, den Preussens Waffen dort erfochten haben.

Nicht ganz so, aber ähnlich steht es mit der britischen Marine. Auch hier alles Pomp und Schaum auf dem Papier, in der bezahlten Presse; auch hier der alte Ruhm einer Seemacht, von dem die heutige Generation zehrt.

Was sollte wohl Deutschland machen, wenn es jede auch noch so kleine That seiner Truppen in Wort und Bild verherrlichen würde, wie es England thut. Was bei uns ein jeder, vom Offizier bis zum gemeinen Mann herab, leistet, ist eben verfluchte Pflicht und Schuldigkeit; bei den Engländern scheint das nur Ausnahme zu sein.

Greift man zu Mitteln, wie England sie anwendet, um seinem Volke gegenüber in bombastischer Weise die Soldaten zu tapferen Kriegern, Helden und Siegern zu stempeln, dann sieht es schon faul mit der Wirklichkeit aus. Man merkt die Absicht, die Entfernung von der Wahrheit, den Betrug der Masse! Es ist dann eben ein Humbug, eine feierliche Posse, welche die „oberen Zehntausend zur beschwichtigenden Kurzweil der unteren Millionen agieren."

Dass die britische Armee nichts wert ist, das haben wir dort in Afrika zu sehen Gelegenheit gehabt.

Was versteht denn die englische Kriegskunst überhaupt?

In geschlossenen Reihen anzustürmen, wie es vor einem Jahrhundert Sitte war und wie es Grossbritanniens Mietstruppen heute noch gegen unzivilisierte Volksstämme zu thun pflegen, das ist alles!

Fast jedes Treffen, namentlich aber das von Colenso am 15. Dezember 1899 wirft ein helles Licht auf die militärischen Fähigkeiten der britischen Heerführer. Ohne jede Aufklärung marschierten die feindlichen Truppen direkt in das totbringende Feuer der Buren hinein. Die Wirkung konnte natürlich nicht ausbleiben.*)

Nach dem ersten Zusammenstoss bei Dundee unternahm ich selbst in der Nacht einen Patrouillenritt über den Buffalo-Fluss nach dem englischen Lager zu. Nirgends aber war etwas von vorgeschobenen Posten oder Patrouillen zu bemerken.

Ähnliche Fälle könnte man dutzendweise anführen

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Meine Kriegserlebnisse bei den Buren. Berlin 1900.

Der britische Offizier betreibt den Krieg mehr als Sport und Geschäft. Trotz seines masslosen Selbstdünkels fehlt ihm das Standesbewusstsein, wie es z. B. der deutsche Offizier besitzt. Mit letzterem kann er eigentlich gar nicht verglichen werden.

Nach der Besitznahme von Johannesburg und Pretoria konnte man am hellen Tage englische Offiziere dort hingehen sehen, wo jeder Weisse sich geniert, seine Schritte sogar in der Dunkelheit hinzulenken. Ja, noch schlimmer! Dort, in den schmierigen Häusern der verkommenen liederlichen Dirnen und „Cape-girls", sass schamlos der „stolze" englische Offizier in Uniform mit dem bekannten Spazierstöckchen, und nebenan befand sich der englische „Tommy", der Soldat vielleicht von der eigenen Kompagnie, mit derselben Absicht.

Zu jener Zeit, und zwar schon in den ersten Tagen, konnte man sehr häufig von Offizieren aller Grade die Frage hören: „Wo kann man hier etwas verdienen?" „Wo und wie kann man ein gutes Geschäft machen?" „Kann man nicht billig Land kaufen, um nachher Geld zu machen?"

„To make money", das schien bei allen die Hauptsache zu sein; das war das führende Leitmotiv, für Offiziere und Politiker. Im Grunde genommen war ja auch der ganze Krieg weiter nichts, wie ein Verfechten der Börseninteressen des englischen Hochadels. Nur traurig, dass dabei Tausende von Unschuldigen ihr Leben lassen müssen.

Am meisten charakteristisch aber für den Offizier der britischen „glorious army" ist jener Vorfall, der sich im Oktober vorigen Jahres zutrug. Die Buren hatten keine

Städte oder befestigten Plätze, in denen sie die fast täglich gemachten englischen Gefangenen unterbringen konnten. Sie waren aus diesem Grunde gezwungen, die Kriegsgefangenen, nach Abnahme der Waffen und Munition, wieder frei zu lassen. Um sich doch wenigstens einigermassen zu sichern, verlangten sie nun, dass diese englischen Offiziere und Soldaten sich auf Ehrenwort verpflichten sollten, nicht mehr die Waffen aufzunehmen. Und was geschah? Die Offiziere erklärten, sie könnten kein Ehrenwort geben und die Soldaten erst recht nicht; letztere wüssten gar nicht, was Ehre und Ehrenwort bedeuten.

Nun, das ist bezeichnend.

Dass es bei solchen Zuständen mit der Autorität und dem Standesbewusstsein nicht weit her sein kann, leuchtet jedem ein.

Und wie die Offiziere, so die Mannschaften. Das ist kein stolzberechtigtes Volksheer wie in Deutschland oder Frankreich, sondern eine Armee von angeworbenen Söldnern, die sich rekrutieren aus den niedrigsten Klassen der menschlichen Bevölkerung, oft dem Abschaum der Menschheit, aus Verbrechern und Zuchthäuslern; meistens Leute, die nichts mehr zu verlieren haben und die in der Kaserne eine Heim- und Zufluchtsstätte finden.

Ist es da zu verwundern, wenn der englische Offizier sich schämt, seine Truppen zu führen, und wenn andererseits in den leitenden Kreisen alles mögliche gethan wird, um die im Volk herrschende Verachtung gegen den Soldaten durch bunte Bilder und lautes Trara in der bezahlten und dienstbaren Presse ein klein wenig zu mildern? Solch ein Heer kann wohl kaum Heldenthaten vollbringen, sondern ist seiner ganzen Zusammensetzung

und Beschaffenheit nach nur zu Schandthaten, Greueln und Brutalitäten fähig, wie es der südafrikanische Krieg tausendfach bewiesen hat.

Gott beschütze nur unsere deutsche Armee vor einer Verbrüderung mit der englischen! Das wäre unser Verhängnis. Der Deutsche würde, wie leider schon oftmals, die Siege erfechten, und der Brite würde den Ruhm und Vorteil daraus ziehen. Hohn, Spott und Verachtung allein ist das, was wir ernten. Englischer Hochmut wird wie einst bei Bellealliance uns den Lorbeer rauben und um den verdienten Lohn bringen.

Indessen auch in der englischen Armee giebt es Ausnahmen; zwar vereinzelt, aber sie sind vorhanden. Und da muss ich eines Mannes gedenken, der zu Unrecht geschmäht und verurteilt wird. Das ist General Buller. Der Wahrheit die Ehre: Buller und French sind vielleicht die einzigen britischen Generäle, vor denen man Achtung haben kann. Sie sind Soldaten, Offiziere, Feldherren und — Menschen, im grossen Gegensatz zu jener langen Reihe von blasierten Lords und Gigerln, von scheinheiligen und grausamen Befehlshabern in Khaki.

Verglichen mit all diesen erscheinen Buller und French erhaben.

General Buller hatte nur das persönliche Pech, dass er mit Lord Roberts nicht „harmonierte". Aber eben, Buller war eine offene, ehrliche Soldatennatur und Roberts der selbstsüchtige Heuchler. Zudem hatte Buller die schwierigste Position, das unzugängliche Gebirgsland Natals, und wurde, trotz seiner wiederholten Bitte um Verstärkung, ohne diese gelassen. Den ungeheuren Truppennachschub, der dann später hinausgesandt wurde,

nahm aber der schlaue Lord für sich selbst, schuf sich vermöge dieser gewaltigen Übermacht seinen Erfolg und — der arme Buller hatte nur zu gehorchen.

Das eine aber steht fest: Unter Bullers Führung sind keine Brutalitäten, keine Schandthaten von den Briten verübt worden, wie sie unter Roberts und Kitchener an der Tagesordnung waren. Buller war sogar der einzige, der dem vom Wahnwitz zum Blödsinn herabgesunkenen Schimpfen und Lästern der Engländer über Transvaals Barbarenvolk mit der öffentlichen Erklärung entgegentrat, „er kämpfe gegen einen ehrlichen Feind.“



III.

Die Buren im Kriege. Wehrsystem. Ursachen des Misserfolges. Burengrossmut. Entstellung von Thatsachen.

Angesichts einer solchen, an Zahl zwar bedeutend überlegenen, aber sonst korrumpierten britischen Armee, ist die Frage wohl berechtigt:

Wie ist es gekommen, dass die Buren mit einem Male so in Nachteil geraten sind?

Der Ursachen sind gar viele.

Eine der hauptsächlichsten war der Mangel einer durchgehenden Organisation und einheitlichen Leitung.

Eine stehende Armee giebt es nicht; nur die Artillerie, etwa 800 Mann, und die Polizeimacht bilden eine stehende Truppe. Denn Transvaal wie auch der Freistaat besitzen nur eine Bürgerwehr.

Zu den wehrbaren Bürgern gehören alle Personen von 16—60 Jahren. Dieses Bürgerheer ist eingeteilt in Abteilungen: Distrikte (Kommandos) und Unterabteilungen: Feldkornetschaften. Letztere setzen sich zusammen aus allen in einer Wyk (etwa gleichbedeutend mit Kreis) wohnhaften wehrbaren Männern, jeder Distrikt aus den in ihm gelegenen Feldkornetschaften.

An der Spitze dieser gesamten Bürgermacht steht der Generalkommandant; jeden Distrikt befehligt ein Kommandant und jede Wyk, wie schon erwähnt, ein Feldkornet. All diese Offiziere werden durch Stimmenmehrheit gewählt.

Das Einberufen der Bürger geschieht derart, dass zunächst die Leute im Alter von 18—34 Jahren, dann diejenigen von 34—50 und zuletzt alle unter 18 und über 50 Jahren herangezogen werden.

Dass diese einfachen Buren nicht in einer Uniform, sondern in ihrem Werktagskittel zu Felde ziehen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

So viel im allgemeinen über die bestehende Wehreinrichtung, die im Kriege einige Änderungen erfährt. So wurden z. B. mehrere Kommandos unter den Befehl eines „Generals" gestellt; die einzelnen Freikorps, welche mehr nach europäischem Muster organisiert waren, wurden einem Kommando attachiert oder mit anderen zusammen einem gemeinsamen Führer übergeben; und dergleichen mehr.

Jeder Bürger hat Pferd, Bewaffnung und Ausrüstung sich selbst zu halten, bezw. zu beschaffen, während diese Sachen den Freikorps geliefert wurden.

Sold oder Löhnung aber bekommt niemand.

Dass durch das bestehende Wahlsystem nicht immer der Fähigste an die Spitze kommt, ist leicht denkbar. Auch durch den nach republikanischem System eingerichteten „Kriegsrat" ist nicht viel erreicht. Ein jeder Führer hat das Recht, dort seine Meinung zu äussern. Dadurch kommt es, dass oft viel geschwätzt, aber wenig gehandelt wird, namentlich dann, wenn eine energische Ober-

leitung oder die massgebende Persönlichkeit fehlt, welche die eigene Autorität in die Wagschale werfen kann.

Wie es bei einem solchen Volksheere mit der Disciplin bestellt ist, wenigstens nach unseren deutschen Begriffen, kann man sich leicht vorstellen.

Gut schiessen und reiten, das Gelände vorzüglich ausnutzen und die schwersten Strapazen ertragen, das kann jeder Buer. Was hilft das aber alles, wenn der Geist der Einheit und Ordnung, das Unterwerfen des eigenen Willens unter den des Führers, die Hingabe des Einzelnen an das Ganze, mit anderen Worten, der militärische Geist fehlt!

Bei den Engländern war es damit ja auch nicht weit her. Aber das bischen Disciplin und militärisches Gefühl, das diesen Mietstruppen eingebläut und eingedrillt worden ist, es hat, abgesehen von der erdrückenden numerischen Stärke, doch etwas dazu beigetragen, dass sie schliesslich die Oberhand gewannen.

Was andererseits straffe Einheit in der obersten Leitung und Disciplin vermögen, das haben die stehenden Truppen der Buren, die Artillerie und Polizei, während des ganzen Krieges zu wiederholten Malen gezeigt. Gleichzeitig war da auch der Beweis erbracht, dass der einfache Burensohn bei etwas Drill und Zucht sich zu einem vorzüglichen, tüchtigen Soldaten eignet.

Wie vortrefflich z. B. bewährte sich unsere Artillerie bei Dundee. Mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihresgleichen sucht, trotzten da unsere Artilleristen mit ihren paar Feldgeschützen dem verheerenden Feuer aus einer sechsfach überlegenen Kanonenzahl. Und wie vorzüglich schoss unsere Artillerie bei Modderspruit! Das war

eine Freude anzusehen, mit welcher Treffsicherheit Schuss auf Schuss in die feindlichen Reihen gelangte und diese in Verwirrung brachte. Und ähnlich war es immer; ich erwähne nur Colesberg, Magersfontein und im späteren Verlaufe des Krieges Dalmanutha.

Bei allem aber darf man nicht vergessen, dass die Buren in diesem Kriege zum erstenmale mit so grossen Massen operierten. Wie sie früher ihre Kämpfer nach Tausenden zählten, so jetzt nach Zehntausenden. Und doch ist es bewundernswert, wie ordnungsmässig alles klappte. Anfangs ging alles so gut, dass selbst englische Berichterstatter voll des Lobes gewesen sind; und das will doch wahrlich viel heissen!

Eine andere Leitung, mehr Straffheit und Energie, Männer wie Botha, de Wet, de la Rey, die leider erst zu spät in den Vordergrund getreten sind — und alles wäre anders gekommen. Dann wäre die traurige Wendung der Dinge wohl nicht eingetreten.

Indessen, wer weiss es? Vielleicht war das alles notwendig, um auszumerzen und zur Einsicht zu gelangen, um durch das Schlachten-Ungewitter, durch Blitz und Donner der Kanonen, die reinere Atmosphäre des Erkennens atmen zu können! Wer weiss es?!

Für Preussen waren die Jahre 1806 und 07 ja auch die Vorbedingung zur späteren Erhebung, die schliesslich zum vereinigten deutschen Reiche geführt hat.

Unter solchen Verhältnissen fällt natürlich ein Faktor schwer ins Gewicht, nämlich: Die errungenen Vorteile wurden niemals ausgenutzt und zwar dann und dort, wo wir sie hätten ausnutzen können und müssen.

Indessen im grossen ist es dasselbe wie im kleinen.

Der einfache Buer in seiner schlichten Frömmigkeit und Leichtgläubigkeit wird ganz im Gegensatz zu dem „frommen und humanen“ Briten, niemals grausam sein, niemals seinen Gegner unmenschlich behandeln. Nie und nimmer wird der Buer dem in seine Hände geratenen Feind hochmütig mit Spott und Hohn begegnen, wie ich es leider so oft von Engländern den gefangenen Buren gegenüber gesehen habe.

Als ich als Gefangener im offenen Kohlenwagen von Pretoria nach East London befördert wurde, erlebte ich Scenen, die mir vor Zorn und Scham das Blut in den Schädel trieben. Das war eine Schmach und Niedertracht. Da sah man den gemeinen, rohen Charakter des Briten!

Auf den Stationen, auf denen unser Zug ab und zu mal längeren Aufenthalt hatte, sammelte sich sofort in kurzer Zeit eine grosse Menschenmenge an, die sich nicht mit stillem Anglotzen der Gefangenen begnügte. Nein, verhöhnt und verspottet und geschmäht wurden diese Ärmsten vom gemeinen Pöbelhaufen, von Schwarzen sowohl wie auch Weissen, dass es eine Schande war. Bis dicht heran zu den offenen Bahnwagen drangen Einzelne, spieen vor den gefangenen Buren aus und überschütteten sie mit den gemeinsten Schimpfworten. Es war empörend! Ruhig mussten die Buren sich das alles gefallen lassen. Wohl sah man manche geballte Faust, manchen ingrimmigen Blick der tiefsten Verachtung, aber ach — wehr- und machtlos!

Und ringsherum standen die bewaffneten Posten, die englischen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, standen Militär- und Civilpersonen, lächelnden Mundes

und — niemand, aber auch niemand fühlte sich veranlasst, solchen Ausschreitungen Einhalt zu gebieten.

Nimmer würde so etwas ein Buer, auch der ungebildetste, geduldet haben. Der behandelt seine Gefangenen, wie bekannt, wirklich als Menschen, besser als die eigenen Angehörigen. Leider hat er oft Undank für seine Güte ernten müssen. Der Buer ist auch im Siege einfach und schlicht, ohne Überhebung, grossmütig im Sinne des Wortes.

Dagegen aber der Engländer? Der kennt keine Grossmut! Der ist und war der gedungene Mordbrenner, der da grausam vernichtet, zerstampft und ausrottet. Jene „nation of shopkeepers“ betrachtet ja schon gehässig und verächtlich als Feind einen jeden, der nicht zu ihrer eigenen, gottbegnadeten Nation gehört. Das hat auch das deutsche Volk schon längst empfunden und leider oft genug erfahren!

Wie gesagt, der Buer wird sich niemals grausam oder unmenschlich gegen seine Feinde benehmen. Im Gegenteil. Er giebt sein letztes Stück Brot, seinen letzten Schluck Wasser, seinen eigenen Rock und seine Decke hin, um dem verwundeten oder gefangenen Engländer das Los erträglicher zu machen. Das liegt nun einmal im Charakter jenes einfachen Volkes von Bauern und Hirten, das starr an der Bibel als Richtschnur festhält. Oftmals leider — wie die Geschichte gelehrt hat — zu seinem Nachteil.

„Bauer, werde hart!“ und zwar gegen Deinen Erbfeind, den Briten! Deine Gutmütigkeit und Milde betrachtet jener als Dummheit und — nutzt sie hohnlachend zu seinem Vorteil aus!

Wie grossmütig die Buren sind, das hat man namentlich nach dem Raubzuge Jamesons und der Reform-Komödie in Johannesburg gesehen. Hätte man damals die Führer jener Räuberbande, den Herrn Jameson und Willoughby, auf dem Kampffelde bei Doornkop erschossen, wie es mit vollem Fug und Recht hätte geschehen können: niemand hätte dagegen etwas einwenden können. Denn jene Leute waren Freibeuter und gemeine Verbrecher. Und hätte man die Revolutionsmacher aus der Goldstadt für immer des Landes verwiesen, ihr Eigentum zu Staatseigentum gemacht und unter Staatsbetrieb gestellt — die Engländer würden das auf jeden Fall so gemacht haben — dann hätte man dort am Witwatersrand ein Gegengewicht gegen den englischen Einfluss geschaffen. Vor allen Dingen aber hätte man ein Exempel statuiert und der britischen Klique bewiesen, dass man handeln kann. Man hätte imponiert.

Was hat nun jene übergrosse Milde Transvaal gebracht? Es wurde verhöhnt und ausgelacht. Und was hat jenes Streben nach Sympathie durch diese Beweise von Grossmut und Gnade genutzt? Verhältnismässig recht wenig.

Milde erweckt nur Sympathie bei weichen Seelen, bewiesene Energie und Kraft aber bei den thatkräftigen. Und nur letztere kommen in Betracht im Völkerleben. Denn einmal neigen Menschen und Völker sich allezeit und überall dahin, wo augenblicklich die grösste Kraftentwickelung stattfindet; und dann ist Napoleons Ausspruch doch nicht so ganz unwahr: „Es giebt nur zwei Hebel, womit man die Menschen in Bewegung setzt, nämlich Furcht und Eigennutz.“

Transvaal hätte sich damals die Sympathie und Zuneigung der starken Völker und der Starken im Volk erworben und hätte zu gleicher Zeit abschreckend auf Grossbritannien gewirkt.

Rechnet man alsdann mit den hieraus sich ergebenden politischen Kombinationen, dann ist es vielleicht in Frage zu stellen, ob dieser Krieg jetzt schon entstanden wäre.

Man hat auch vielfach behauptet, der Buer sei starrköpfig und wolle auf fremden Rat nicht hören.

Nun, ist das überhaupt anders möglich? Kennt man die Geschichte der Buren und diese letzteren selbst, dann wird man hierüber anders urteilen.

Ich gebe zu, dass viele Fehler hätten vermieden werden können, wenn hie und da der Rat eines Sachverständigen gehört und befolgt worden wäre. Indessen muss man auch hierin mit dem Urteil nicht zu schnell bei der Hand sein.

Wenn irgendwo der Satz zutrifft: „Jeder Mensch ist ein Produkt von Zeit und Umständen“, so ist es hier bei dem Burenvolke der Fall. Der Buer ist zu dem gemacht, was er heute ist und zwar durch die Nation, die ihn auf ihrer Jagd nach dem Golde beständig verfolgt, geschmäht, gelästert hat, und die nun im Begriffe steht, ihn zu vertilgen.

Das ist jene „nation of shopkeepers“ im Heuchellande jenseits des Kanals, die da im Aberglauben lebt, dass der liebe Herrgott erst den Engländer und dann für diesen die Welt geschaffen habe, und dass ihr vom lieben Herrgott alles erlaubt sei, selbst Verbrechen und Gemeinheiten.

Von dem habgierigen England gehetzt vom Kap bis nach Natal und zum Oranjefluss und weiter bis über den Vaal in die unbekannte, verderbenbringende Wildnis hinein, ohne Rast und Ruh, immer wieder aufgescheucht von dem Orte, an dem er sich kaum niedergelassen hatte, führte der Buer Generationen hindurch ein fürchterliches Wanderleben, unter Kämpfen und Entbehrungen, die uns fast unglaublich erscheinen.

Und alles das nur darum, um frei zu bleiben von der verhassten britischen Herrschaft, die damals aus Ländergier und unersättlichem Goldgurste den Boden Afrikas mit Blut tränkte.

Aus jenen Zeiten schreiben sich die Gewohnheiten der Buren her. Dort haben sie, bis zur Verzweiflung getrieben, ihre Willenskraft und Frömmigkeit erhalten. Von da stammt auch jener Zug des Misstrauens, der einem Menschen eigen ist, in dessen Leben Enttäuschungen und bittere Erfahrungen eine grosse Rolle gespielt haben. Da liegt auch die Antwort auf jene so häufig aufgeworfene Frage, weswegen der Buer in der Kultur so wenig vorgeschritten sei und sich so wenig mit dem Komfort und Luxus der europäischen Zivilisation bekannt gemacht habe.

Er ist hieran vom humanen zivilisierten Engländer gehindert und systematisch von jeder Kultur abgeschlossen worden. Eine eigene Litteratur, welche die Leidensgeschichte der Vorfahren, die eigene Not und Bedrängnis im Volke, das perfide, brutale Vorgehen Englands, aus bedrängtem Herzen in die Welt hinausschreien konnte, war ebensowenig möglich, wie eine eigene Presse.

England mit seinem Gelde liess bisher die Geschichte

jenes Landes und Volkes schreiben und hat damit leider vielfach Glauben gefunden.

Man darf aber nicht vergessen, dass trotz dieser fürchterlichen Widerwärtigkeiten, trotz des von England ausgeübten Druckes, der Buer alles allein gemacht hat. Zielbewusst und energisch hat er sich sein Transvaal aus einer Wildnis heraus, fast aus einem Nichts heraus, geschaffen, sein Transvaal mit seiner Verfassung, mit seiner Verwaltung und allen Staatseinrichtungen.*) Das allein verdient volle Anerkennung. Daher aber datiert das Selbstbewusstsein, das Gefühl der Unabhängigkeit von anderen, namentlich von Fremden. Es ist ein gewisser Stolz, der jedem Mann auf der Stirn geschrieben steht: „Ich bin ein freier Buer."

Ein Salonmensch natürlich ist jener freie Sohn Transvaals und Freistaats nicht. Wer das in ihm sucht, wird bald enttäuscht sein.

Leider haben viele, viele, die während des Krieges von Europa nach Süd-Afrika kamen, um auf Seiten der Buren zu kämpfen, nicht das gefunden, was sie sich in ihrer Phantasie daheim ausgemalt hatten. Ihre Vorstellungen von den Verhältnissen dort draussen waren eben völlig verkehrt.

Die meisten kamen mit grossen Illusionen, glaubten, sie würden mit offenen Armen empfangen werden und sahen sich im Geiste schon als General und Feldmarschall. Sie kannten nicht die Sprache, weder englisch, noch holländisch, noch burisch, konnten sich infolgedessen

*) Vergl. Dr. W. Vallentin, Geschichte der Süd-Afrikanischen Republik, Transvaal. Berlin 1901. Band 2.

kaum mit den Leuten verständigen. Sie kannten nicht die eigenartigen Verhältnisse des Landes, nicht die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner und waren daher oftmals mehr eine Last als ein Nutzen.

Trotzdem diese Leute ungerufen erschienen waren, hat die Regierung doch alles nur mögliche gethan, um ihnen entgegenzukommen.

So weiss ich positiv, dass die Regierung von Transvaal für vier in Pretoria angekommene deutsche Offiziere allein für deren Ausrüstung sofort £ 1000 = 20 000 Mark bewilligt und bezahlt und ausserdem einen Dolmetscher und Reisebegleiter nach dem Kriegsschauplatz für sie angestellt hat!

Dies nur ein Beispiel aus den vielen dafür, dass die Regierungen alles thaten, um diesen Fremden gerecht zu werden. Übergriffe und Untauglichkeit der Unterorgane allerdings haben oftmals die gute Absicht der Regierung als das Gegenteil erscheinen lassen.

Ich gestehe, dass von allen Ankömmlingen ein Teil sicherlich mit Leib und Seele bei der gerechten Sache der Buren gewesen ist; ein grosser Teil aber — es mag hart klingen — bestand aus Glücks- und Stellenjägern, die nach einem günstigen Ausgange des Krieges für sich das zu erwerben hofften, was sie zu Hause verloren hatten.

Niemand wird es dem Buren verargen, wenn er den Leuten, die völlig unbekannt mit der Sprache, mit den Verhältnissen des Landes und des Volkes waren, eine leitende Stellung nicht übertragen hat.

Da war denn die Enttäuschung bei vielen gross. Als darauf die Strapazen des Feldzuges hinzukamen, als Ent-

behrungen aller Art die wirkliche und angebliche Begeisterung dämpften, da verliessen diese freiwilligen, europäischen Mitkämpfer das Burenheer und zogen entrüstet heimwärts. Und nun hub hier ein Schimpfen und Schelten über die armen undankbaren Buren an, das, meistens begründet auf Missverständnissen oder vereitelten Hoffnungen, völlig unberechtigt war.

Wie kann wohl jemand ein Land und dessen Bewohner beurteilen, das er erst seit kurzer Zeit gesehen hat. Das ist schon schwierig, wenn Fried und Ruh im Lande herrschen; wie viel schwerer aber in einem abnormalen Zustand, im Kriege, wo die Dinge ihren gewöhnlichen Gang verloren haben!

Da sollte man doch lieber fern bleiben mit all jenen Behauptungen, die aus den Eindrücken von ein paar Monaten herstammen.

Es verhält sich damit gerade so wie mit den Äusserungen eines Herrn, der nach sechsmonatlicher Anwesenheit in Transvaal nach Deutschland zurückgekehrt war und gelegentlich einer Gesellschaft behauptete, in Transvaal gäbe es gar keinen Wald; es existiere dort nur freies Feld.

Ich staunte und fragte und fragte wieder und bekam schliesslich heraus, dass jener Herr von Kapstadt bis nach Pretoria gefahren und dort einige Monate im Hospital geblieben sei; weiter hätte er nichts gesehen.

Nun, wäre er mit einem Wagen eine Stunde nach Norden zu gefahren, dann hätte er sich überzeugen können, dass dort, bei den Magaliesbergen das grosse weite Buschfeld beginnt, das sich bis zum Limpopo hin ausdehnt; und wäre er in einen nord-östlichen Distrikt

gekommen, dann hätte er dort nicht nur Buschfeld, sondern dichten, dicken Wald mit mächtigen Bäumen gefunden.

Einem anderen war während des Feldzuges einmal sein Pferd, auf das er nicht acht gegeben hatte, von einem Buren weggenommen worden, in Ermangelung eines anderen. Flugs erzählt er daheim: alle Buren stehlen Pferde. Mein Gott — Krieg ist Krieg! und wenn bei uns Pferde knapp waren, da haben wir auch gesehen, wo wir sie herbekamen, und wenn da ein brauchbarer, aber herrenloser Gaul herumtrabte, dann haben wir ihn einfach genommen, also auch „gestohlen", weil wir ihn eben notwendig brauchten.

Man kann ausserdem nicht immer einen Diener hinter sich haben, der auf alles acht giebt; selbst ist der Mann, namentlich im Felde.

Ähnlich wird es wohl mit allen Erzählungen jener „Entrüsteten" sein, und man wird gut thun, einen grossen Teil davon mit einer gewissen Reserve aufzunehmen. Es ist nicht alles so schlimm, und der Buer ist wahrlich besser als sein Ruf, wenngleich es auch dort, wie überall, räudige Schafe giebt.

Das Urteil vieler Leute über den Buren ist absprechend, weil sie eben meistens gesprochen und geschrieben haben, ohne das Volk, seine Gebräuche und seine Sprache zu kennen. Schon der gewöhnliche Tourist, der in sechs Wochen mit Eisenbahn und Postkutsche Süd-Afrika durchquert und dann nach Europa zurückkehrt, um womöglich ein Buch über seine Reise zu schreiben, hat eine absolut falsche Vorstellung von dem Lande. Er besucht Kapstadt, Kimberley, Johannesburg,

Pretoria und kommt an all diesen Plätzen vielleicht nur mit Europäern zusammen. Von den wirklichen Buren sieht er kaum etwas.*)

„Wer aber die Buren kennt, sich mit der Geschichte der Buren vertraut macht, muss einsehen, dass sie alle zur Schaffung einer grossen Nation erforderlichen Eigenschaften in hervorragendem Masse besitzen. Was ihnen fehlt, sind Erziehung und Kenntnisse.“

So urteilt selbst ein Engländer, der als Jäger bekannte F. C. Selous, nachdem er jahrelang in Süd-Afrika gelebt hat.

Eine andere Ursache für den überaus traurigen und geradezu schmählichen Lauf der Dinge dort draussen ist darin zu suchen, dass, als Grossbritannien durch seine erdrückende Übermacht die Oberhand bekam, auch nicht eine einzige Macht Europas einen Schritt that, um den beiden föderierten Burenstaaten irgendwie zu helfen.

Und wie wenig wäre dazu erforderlich gewesen! Vielleicht ein Wort! Dass man dadurch sofort einen Krieg heraufbeschworen oder veranlasst hätte, ist heute doch recht fragwürdig.

Auf die Politik, die dieses Verhalten herbeigeführt hat, will ich hier nicht eingehen. Das wird Gegenstand einer späteren Abhandlung sein.

England wusste, dass es von Beginn der Streitigkeiten an in Süd-Afrika freie Hand haben würde und thun und lassen könne, was es wolle.

Grossbritannien verstand es ausserdem, die Welt im

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin, Geschichte der Süd-Afrikanischen Republik, Transvaal. Berlin 1901. Band 2 und 3.

Unklaren und in Spannung zu halten, wie es z. B. die chinesischen Wirren bewiesen haben; es verstand es, Europa zu verhetzen und Zwietracht zu stiften.

Infolgedessen hatte es thatsächlich freie Hand und hat dies ausgenutzt zur eigenen Schande, der kultivierten Welt und gesitteten Menschheit aber zum ewigen Hohn!



IV.

Grossbritanniens Verbrechen. Der Krieg ein Vertilgungskrieg. Bruch der Genfer Konvention. Grausamkeiten gegen Verwundete und Gefangene.

Wie hat sich im allgemeinen das „humane, fromme“ England in diesem Kampfe betragen?

Die wiederholten Verletzungen der Genfer Konvention, die Verwendung von Dum-dum-Geschossen gegen die Buren, die Gefangennahme von Ärzten und Sanitätskolonnen, der Missbrauch und die Nichtachtung der Flagge vom Roten Kreuz, die schlechte, oft grausame Behandlung der Gefangenen, die Brutalitäten und Schandthaten gegen Frauen und Kinder, und schliesslich das Aufhetzen und Bewaffnen der wilden Eingeborenen gegen die eigene weisse Rasse — das alles spricht dafür, dass England und Englands Politik sich gewissenlos über alles bestehende Recht hinwegsetzt und Verträge und Konventionen niemals anerkennt, wenn es seinen eigenen Vorteil sucht.

Aber — und das darf durchaus nicht unterschätzt werden — dieser Krieg, der nicht nur ein Unglück, sondern eine Infamie ist, und der diktiert war von Finanz- und

Minenspekulationen, dieser Krieg „hat die ganze moralische und politische Korruption sowie die militärische und politische Schwäche Grossbritanniens enthüllt." (Mommsen.)

Die Fäulnis erregende Krankheit, an der England schon seit einem Jahrhundert gelitten hat, lässt sich durch kein Mittel mehr verdecken; mit erschreckender Deutlichkeit tritt sie zu Tage: England ist bis ins Mark zerfressen; es ist bis in seine Spitzen hinauf in seiner ganzen Verwaltung korrumpiert. Das Volk ist in die Hände einer Spekulantenbande gegeben, deren Thun und Treiben schon längst entlarvt und deren Spiessgesellen schon längst an den Pranger gestellt worden wären, wenn ihre Verbindungen und Mitschuldigen nicht bis in die vornehmsten Kreise hinaufreichten.

„Unser Volk," so sagt der britische Geschichtsschreiber F. Harrison, „ist irregeführt durch ein ausgearbeitetes System von Heuchelei und Lügnerei. Die Erzählungen von einer Burenverschwörung, die den Zweck habe, uns aus Afrika zu vertreiben, waren erfunden und wurden bezahlt mit Geld . . . Die Anstifter des Krieges kauften die Presse Afrikas und Englands und machten einen Vertreter der Krone, den Herrn Milner, zu ihrer Kreatur."

Heute steht Englands Sache in Süd-Afrika recht faul. Mag sich die Jingo-Presse drehen und winden, wie sie wolle, mag Chamberlain mit noch so bronzestirniger Frechheit seine lügnerischen Reden halten — man hat angefangen einzusehen, dass Englands Partie in Süd-Afrika zu Ende ist. Trotz aller Machinationen des Ex-Jingojournalisten Milner und des Gold- und Diamanten-Spekulanten Rhodes, trotz aller Lügenpolitik

des „kriegerischen Joseph mit dem goldenen Halsband von Millionären und Minenbesitzern“ ist es so gekommen.

Und es musste so kommen, nicht trotz, sondern wegen der unausgesetzten Thätigkeit jener schamlosen Kapitalistenklique, die den Raubkrieg in Süd-Afrika insceniert hat; nicht trotz, sondern wegen der Interessen eines Spekulantentums, das seine Habgier hinter hohlen, imperialistischen Phrasen zu verbergen sucht; nicht trotz, sondern wegen der ungeheuerlichen Greuelthaten und schändlichen Gemeinheiten, die in diesem Kriege von England begangen sind; wegen des unerhörten Völkerrechtsbruches, dessen sich Grossbritannien in masslosem, ekelhaftem Selbstdünkel schuldig macht. Das von Heuchelei durchfressene humane Grossbritannien ist mit seiner Kriegsführung auf die Barbarei des dreissigjährigen Krieges zurückgekommen. Tiefer konnte England in der Achtung aller Nationen des Erdenballs, nicht durch seine Niederlagen, sondern durch eben diese Fortführung des verbrecherischen Krieges, wohl kaum sinken.

Und doch weiss Joseph Chamberlain dieses systematische Hinschlachten und Hinsterbenlassen zu entschuldigen. Was er indessen die Stirn hat zu sagen, richtet sich selbst. Sein und seiner Spiessgesellen Treiben erfüllt die ganze Welt mit Abscheu; die Feder sträubt sich, der fürchterlichen Unverfrorenheit, der nackten Roheit dieses Menschen zu folgen.

Noch niemals ist in einem Kampfe zivilisierter Völker eine so scheussliche Kriegsführung dagewesen, wie die der englischen Truppen gegen einen ausserordentlich humanen Feind.

Schon von Beginn des Krieges an war die britische Führung darauf bedacht, die eigenen Soldaten zu Grausamkeiten anzustacheln. Ich selbst habe das aus dem Munde von gefangenen Engländern. Geradezu lächerliche Lügen sind diesen Opfern britischer Habsucht aufgetischt worden. Die Buren wären Halbwilde — so hatte man den Soldaten schon daheim erzählt — könnten kaum schiessen und kämen in regellosen Haufen von 50—100 Mann heran. Aber sie wären äusserst grausam und massakrierten alles, was ihnen in die Hände fiel. Daher war denn auch jedem Soldaten eingeschärft worden, die Buren einfach abzuschiessen wie wilde Tiere.

Die Folge war, dass die britischen Soldaten sich über alle bestehenden Kriegsgebräuche hinwegsetzten. Dem „wilden" Buren gegenüber brauchte man so etwas nicht zu beobachten.

Für die eine Thatsache z. B., dass von den Engländern die weisse Flagge gemissbraucht worden ist, sind zahllose Beispiele vorhanden.

Unter dem Schutz der weissen Flagge brachten sie bei Dundee ein Maxim-Geschütz in Stellung, und während die Buren mit Feuern aufhörten, schossen die Engländer auf die Ahnungslosen und Vertrauensseligen.

Als bei Spionskop die britischen Füseliere die Hände zum Zeichen der Übergabe erhoben, stellten die anstürmenden Buren das Schiessen ein und näherten sich, um die Gefangenen zu holen. Plötzlich wurden sie von allen Seiten beschossen; viele fanden auf diese verräterische Weise ihren Tod.

Ein andermal, bei Colenso, zeigte ein ganzes Bataillon die weisse Flagge.

„Unsere Leute" so berichtet ein Burenkämpfer, „standen auf und näherten sich dem Feinde. Da krachte plötzlich eine Salve in die Burenreihen hinein und tötete viele."

Und ähnlich geschah es mit dem Roten Kreuz.

„Damned convention and red cross!" das riefen englische Offiziere und Soldaten, als sie auf Dr. v. d. Merwe einsprengten und ihn mit seiner ganzen Ambulanz gefangen nahmen.

Ein gleiches Los teilte später Dr. Mangold und noch mehrere.

Das von allen Völkern als unverletzlich gehaltene Rote Kreuz wurde vom humanen England verachtet und sein Ansehen in den Kot getreten.

Unter dem Schutze der Flagge des Roten Kreuzes wurden z. B. bei Ladysmith von den Briten die Anhöhen befestigt, und hinter derselben Flagge postierte englische Artillerie ihre 12 cm-Kanonen bei Magersfontein.

Dagegen sind alle Beschuldigungen, dass die Buren keine Rücksicht auf die weisse Flagge oder die des Roten Kreuzes nahmen, erlogen. Das haben selbst die 4000 britischen Offiziere und Soldaten zugegeben, die als Gefangene sich in Pretoria befanden. Solche Verleumdung war nur eins jener schurkischen Mittel, um nicht nur das Volk von England, sondern die ganze zivilisierte Welt ad absurdum zu führen.

Das vorerwähnte Verfahren der Aufstachelung der Soldaten, das in sich den indirekten Anstoss zum Niedermachen der Gefangenen und Verwundeten schon bei Anfang des Kampfes trug, erscheint gleichsam als Vorspiel zu den späteren direkten Befehlen, die der „blutige

Küchenmeister“ seiner „zivilisierten“ Armee ohne Scham und Skrupel gegeben hat. Solche wohlwollenden Ermahnungen waren natürlich geeignet, damals schon Grausamkeiten zu erzeugen, wie sie nur eine britische Soldateska tausendfach zu verüben im stande war, nicht zu ihrem Ruhm, wohl aber zu ihrer Schande.

In dem unglücklichen Treffen bei Elandslaagte war es, wo diese teuflische Roheit der gesitteten, frommen Engländer zum erstenmale krass zu Tage trat. Sechshundert Buren unterlagen hier einer Übermacht von dreitausend Engländern mit 12 Kanonen, und das Kabel beglückte in überschwenglichen Worten die Welt mit der Siegesnachricht der „hochcivilisierten britischen Armee“. O ja, hätte die Welt zu jener Zeit gewusst, was für Greuelscenen sich auf dem Schlachtfelde abspielten, man hätte wohl einige Zweifel in die gleissnerischen Worte der tonangebenden Herren in London setzen dürfen: „Wir führen den Krieg im Namen der Humanität und Zivilisation.“

„Nach dem Schlachtensturm begann der britische Lanzenreiter seine Rolle in dem Blutdrama zu spielen. Mit Herrschermiene, die Lanze in der Hand, ritt er über das Feld des Todes und untersuchte Tote, Verwundete und Sterbende.

Dort lag ein weisshaariger Buer, schwer verwundet, und flehte um einen Trunk Wasser.

„Hier hast Du es!“ erwidert ihm einer der Reiter und stösst dem Hilflosen die Lanze tief in die Seite, dass ein dicker Blutstrom hervorquillt. Stöhnend sinkt der halb aufrecht sitzende Greis zusammen. Noch ein Lanzenstich erfolgt — und lachend reitet die britische Bestie

von dannen. Indessen der alte Buer lebt noch. Ein anderer Lancer kommt vorbei. Der schon Sterbende bittet um den Todesstoss, damit seine Qual ein Ende nehme. Es geschieht und — alles ist vorüber."

Durch einen Schuss verwundet und durch Blutverlust ohnmächtig liegt dort auch ein junger Deutsch-Österreicher. Da jagt ein englischer Lancer vorbei, macht Halt und giebt ihm einen Stich mit der Lanze in den Arm. Matt schlägt der Verwundete die Augen auf und blickt seinen Peiniger an.

„Dein Geld!" ruft letzterer. — Der Verwundete schüttelt den Kopf.

„Du hast eine Uhr?"

Ein schwaches Nicken ist die bejahende Antwort.

Der Lancer steigt ab, untersucht die Taschen des halb Toten, nimmt Uhr und Kette, streift noch einen Siegelring von dessen Finger und steigt wieder zu Pferde.

„Da, nimm das!" Mit diesen Worten versetzt er dem am Boden Liegenden noch einen Lanzenstoss und reitet weiter.

Drei andere kommen.

„Sieh den Kerl!" ruft der eine.

„O, der ist noch nicht tot; gieb ihm eins!", und alle drei, einer nach dem andern bohren ihre Lanzenspitzen in den Körper des Wehrlosen.

Am nächsten Morgen fand man ihn, kaum noch atmend, bedeckt mit 17 Stichwunden!

In ähnlicher Weise erging es einem Buren aus der Umgegend von Pretoria, der einen Schuss durch die Lunge bekommen hatte.

Während er, ohne sich zu rühren, lang ausgestreckt auf dem Rücken lag, brachten ihm vorüberreitende Lancers nicht weniger als 11 Lanzenstiche bei, fast wie zu Spiel und Kurzweil, und liessen ihn liegen. Noch in derselben Nacht wurde er von Krankenträgern aufgefunden und ins Lazarett geschafft. Er befindet sich heute noch am Leben und kann den Beweis liefern, dass ihm seine Wunden nicht von „wilden" Buren, sondern von „zivilisierten" Engländern beigebracht worden sind.

Später im Verlauf des Krieges wurde das alles noch viel schlimmer. Denn in der Blutarbeit verroht jeder Mensch, auch ohne jene menschenfreundlichen Ermahnungen und Aufreizungen.

Wie z. B. war es bei Spionskop?

Ein Augenzeuge, Webster Davis, erzählt davon einen typischen Fall:

„Die Schlacht war vorüber. Ein junger Buer, kaum 17 Jahre alt, kam an einem verwundeten Engländer vorbei. Letzterer bat um etwas Trinkwasser. Als der weichherzige Burensohn neben seinem Feinde niederkniete und ihm aus der eignen Feldflasche zu trinken gab, stiess der Brite plötzlich seinem Wohlthäter ein Bajonett in die Seite. Ich selbst habe noch mit dem Sterbenden gesprochen und habe weinend neben ihm gekniet, als er verschied."

Das also ist die Armee, die England aussandte, um Kultur und Bildung dem „dummen, rohen" Buren nach Süd-Afrika zu bringen!

Indessen tadle ich den gemeinen Soldaten nicht so sehr. Er ist irregeführt durch Vorspiegelung falscher Thatsachen. Er vertritt den niedrigsten Typus von In-

dividuen in Europa, wie es ja bei jedem Söldnerheere der Fall sein muss, so dass ihm der volle Begriff eines Verbrechens oder einer Brutalität kaum zugemutet werden kann. Die Schuld liegt vielmehr bei den leitenden Personen, den Offizieren, bei den Generälen und Höchstkommandierenden und vor allem bei jener Spekulantengesellschaft, die es verstanden hat, durch Lug und Trug die gesamte öffentliche Meinung zu verwirren.

Dass der „humane“ Brite schon in den ersten Monaten des Blutvergiessens kaltherzig die Toten beraubt, Verwundete und Gefangene massakriert und ausgeplündert hat, ist heute eine feststehende Thatsache.

Nicht einmal das weisse Haar des verwundeten alten Generals Kok schützte diesen vor den britischen Hyänen des Schlachtfelds: Unter höhnenden Schmähworten nahmen sie ihm seine Kleider und liessen den Greis völlig entblösst auf freiem Felde liegen.

Bei Elandslaagte fanden unsere Leute mehrere Tote, darunter Deutsche, denen die Finger abgeschnitten waren; Siegelringe und andere Wertsachen fehlten natürlich.

Nach dem blutigen Treffen bei Magersfontein wurde die Leiche des mir befreundeten Kapitäns Flugaré gefunden — völlig nackend, sämtlicher Kleider beraubt. Sogar die goldene Brille war gestohlen.

Zu jener Zeit konnten Nachrichten von solchen Schandthaten noch in die Öffentlichkeit dringen und aus Privatberichten sickerte langsam die Wahrheit durch britisches Lügengespinst hindurch. Wie aber heute!

Infolge der eingerichteten Censur und des Kabelmonopols vermag es England, die Welt mit Nachrichten

zu füttern, die nur dem eigenen Wohlergehen thunlich sind, ad majorem Britanniae gloriam!

Wir wissen nicht den hundertsten Teil von dem, was heute in dem dunklen Erdteil passiert; nicht den hundertsten Teil von all den Schreckensscenen, die sich heute dort draussen auf dem einsamen, verödeten Felde oder in den Gefangenenlagern abspielen.

In den ersten Monaten des Krieges konnte die Welt noch erfahren, dass bei Dundee 12 gefangene Buren von den ehrenwerten Briten an einen Wagen gebunden und in das Feuer der eigenen Landsleute getrieben wurden. Heute ist es kaum mehr möglich, dass Nachrichten von solchen Heldenthaten in die Öffentlichkeit gelangen. Heute ist man gezwungen, zwischen den Zeilen der englischen Siegesdepeschen zu lesen.

Und da ist es unter anderem doch recht auffallend, dass meistens die gemeldete Zahl der Toten auf Seite der Buren die Zahl der Verwundeten übersteigt; ja, einmal war überhaupt nur von Toten die Rede. Wo bleiben die Verwundeten? Jedermann weiss, dass bei den Verlusten durchschnittlich 3 Verwundete auf einen Gefallenen kommen, und jetzt, seit Beginn des Ausrottungssystems unter Roberts und Kitchener, ist das Verhältnis beinahe umgekehrt. Wie kommt das?

Nun, die Antwort ist nicht schwierig. Die vorgefundenen Verwundeten und vielleicht auch die gemachten Gefangenen sind einfach getötet, massakriert. Die ehrliche Kriegsführung ist eben in einen schauerlichen Vertilgungskrieg übergegangen.

„Es giebt nur einen Weg, den Widerstand der Buren zu brechen und das ist: Verringerung ihrer Zahl durch

fortgesetztes Aufreiben; mit anderen Worten: wir müssen sie vertilgen (we must kill them out)." So lautet der Grundsatz, nach welchem das humane England handelt und den Männer wie Winston Churchill sich nicht scheuen offen zu proklamieren.

Da ist es kein Wunder, wenn Lord Roberts Treu- und Wortbruch begeht und wenn sein Nachfolger in einem Armeebefehl sogar seinen blutdurstigen Willen kundthut.

Die erste That Lord Kitcheners nach Übernahme des Kommandos war nämlich jene bekannte und berüchtigte Anrede an seine „Zuchthäusler- und Verbrecherhorden in Khaki", die nachmals von der Jingopresse als „wonderful speech" gepriesen wurde.

„Ihr habt für so und so viele Tage Rationen empfangen — so lautete die Ansprache Kitcheners — und alle Buren, die Ihr gefangen nehmt, müssen von diesen Euren Rationen ernährt werden und dann habt Ihr es Euch selbst zuzuschreiben, wenn Ihr zu kurz kommt. Das ist alles was ich Euch zu sagen habe!"

Und die Tommys glotzten ihren Höchstkommandierenden verständnisinnig an, nickten und grinsten sich gegenseitig zu und gingen hin und thaten, wie ihnen befohlen war. Gefangene wurden seit jener Zeit wenig oder gar nicht gemacht, und die wenigen, welche in den britischen Lügenberichten figurieren, kann man kaum als Gefangene betrachten. Das sind meistens gebrechliche Greise, schwache, hilflose Frauen und kleine Kinder, ungefährliche Krüppel, Lahme und Blinde, kurz, verhungerte, schwache Personen, die mit echt britischer Roheit von den Farmen verjagt oder auf den Landstrassen zusammengetrieben worden sind.

Das Wort „Kriegsgefangener“ scheint überhaupt für das englische Militär sehr, sehr dehnbar zu sein.

Hierfür nur ein Beispiel.

Nach den authentischen Angaben eines Deutschen aus Kapstadt vom Herbst 1900 setzten sich die dort befindlichen Gefangenen zusammen aus:

50 Prozent auf dem Schlachtfeld gefangenen Personen.

10 Prozent Menschen über 60 und unter 12 Jahren, also schwachen Greisen und Kindern.

5 Prozent Krüppeln, Taubstummen und Blinden.

Den Rest, also 35 Prozent, bilden die von Haus und Hof Vertriebenen und die Ausgewiesenen, die trotz aller vielverheissenden Proklamationen der Briten und trotz des geschworenen Neutralitätseides perfide ihrer Freiheit beraubt worden waren.

Wurden doch sämtliche Personen, — Männer, Frauen und Kinder — die Lord Roberts in Folge seiner berüchtigten Ausweisungsbefehle auf englischen Truppentransportschiffen zusammenpferchen und nach Europa befördern liess, als „Gefangene“ betrachtet.

Wenn also englische Siegesberichte von Tausenden von kriegsgefangenen Buren sprechen, so ist das mit Vorsicht aufzunehmen. Wir wissen, wie es gemacht wird.

Indessen nicht allein jene verblümte allgemeine Ansprache Lord Kitcheners, nein, direkte Befehle dieses modernen Alba führen dazu, alles niederzumachen.

Die feige Ermordung des Burenkommandanten Lombard durch etwa 100 Engländer und Kaffern hat die Existenz solcher Blutbefehle zu Tage gefördert.

Lombard mit dem Polizeikommandanten van Dam aus Johannesburg und dessen Adjutant hatten eine Zusammenkunft mit den Swazihäuptlingen, um diese, die von den Engländern Gewehre empfangen hatten, von Feindseligkeiten abzuhalten. Die Swazis waren bereit, den Wunsch der Transvaalregierung zu erfüllen. Die Zusammenkunft war gerade beendet, als die drei Transvaaler sich plötzlich von einer Überzahl von Engländern und Kaffern umringt und angegriffen sahen. Lombard erhielt gleichzeitig mehrere Schüsse in die Brust und sank zu Tode getroffen zu Boden. Der alte van Dam verteidigte sich mit seinem Mauserkarabiner, so gut es eben ging, gegen die Andringenden. Ein Beilhieb ins Rückgrat machte ihn kampfunfähig; sein Adjutant wurde hinterrücks überwältigt. Beide kamen als Gefangene nach Durban.

Kurz darauf empfing der englische Truppenführer, dessen Leute diese hinterlistige That im Verein mit den schwarzen Bundesgenossen vollführt hatten, die strikte Ordre, „dass in Zukunft alle gemachten Gefangenen auf Kosten der Soldaten, welche sie gemacht oder eingebracht haben, verpflegt werden sollen.“ Mit anderen Worten:

„Massakriert alles, gebt keinen Pardon! Andernfalls habt Ihr dafür zu büssen!“

Fürwahr, dieser Befehl ist ein neuer Schurkenstreich des englischen Generals.

Als Erläuterung hierzu diene der Brief eines australischen Freiwilligen:

„Wir hatten Instruktion, nicht zu schiessen, sondern nur Kolben und Bajonett zu gebrauchen und — keine

Gefangenen zu machen. Wir kümmern uns um das Schreien und Flehen um Gnade jetzt nicht viel mehr als um das Krächzen einer Krähe. Dies gilt hier als allein richtig und als das einzige Mittel, um Eindruck auf die Burennatur zu machen."

Was aber würden wohl die ehrenwerten, humanen Engländer thun, wenn sie in der heutigen Lage der Buren wären, keinen Ort, keinen Platz besitzen würden, um Gefangene unterzubringen? Da wäre es einfach „Kriegsraison", sich der Gefangenen auf irgend eine Art zu entledigen. Sicher ist, dass die Engländer unter solchen Verhältnissen die Kriegsgefangenen nicht wieder freilassen würden. „Die Notwendigkeit, so würde man mit Jammermiene im Heuchellande jenseits des Kanals sagen, hat uns zu diesem Schritt gezwungen!"

Was dem Briten völlig fehlt, das hat eben der Buer zu viel: angeborenes Humanitätsgefühl. Fast möchte man es dem Buren übelnehmen, dass er jetzt noch, nach allem ausgestandenen Leid, nach allen von den englischen Söldnertruppen verübten Bestialitäten, unter dem gewaltigen Druck der Notwendigkeit, mild und human geblieben ist und nicht anders handelt.

Würden die Burengeneräle heute vielleicht anordnen:

„Wir können die Gefangenen nirgends unterbringen; wir können sie nicht verpflegen; es ist dringend notwendig, die englische Truppenzahl zu verringern; ausserdem tötet der Engländer den gefangenen Buren; folglich werden wir von jetzt ab das Gleiche thun: Niemand würde dies bei dem augenblicklichen Stand der Dinge den Buren verargen. Der Krieg aber wäre in einigen Wochen beendigt. Dann würden sich die britischen

Krieger, die ohnedies schon total demoralisiert sind, sowie die mit Mühe und Not angeworbenen Freiwilligen wohl hüten, gegen die kämpfenden Burenabteilungen vorzugehen. Jetzt schon desertieren englische Soldaten haufenweis. Die Mannschaften weigern sich zu fechten, jetzt noch mehr als früher, wie z. B. bei Colenso am Tugela. Die Offiziere sind voller Missmut. Meutereien wiederholen sich und nehmen immer grössere Dimensionen an; die Disciplin ist gelockert; Zucht und Ordnung sind zum Teufel. Zieht man dann noch das Menschenmaterial in Betracht, aus dem sich diese „glorious army" jetzt zusammensetzt, so kann man folgerichtig schliessen: ein rücksichtsloses Vorgehen der Buren gegen die englischen Soldaten würde in kurzer Zeit die Auflösung der britischen Armee in Süd-Afrika zur Folge haben.

Es wäre das auch nur eine billige Vergeltung für die vom Feinde begangenen Grausamkeiten.

Dass es heute mit jener ruhmreichen Armee recht faul steht, ja, dass England nicht mehr genügend Truppen besitzt, um diesen Raubkrieg zu Ende zu führen, zeigen alle britischen Proklamationen der letzten Monate.

Kitchener selbst giebt in seinem Bericht ein erbauliches Bild von dem Zustande des so ersehnten und hinausgesandten Nachschubes. Unter anderem führt er aus, man habe ihm Leute gesandt, die weder schiessen noch reiten könnten und erst völlig ausgebildet werden müssten. Hunderte von Rekruten seien ihm geschickt worden, die mit allen möglichen körperlichen Leiden und Gebrechen behaftet seien, vom Herzleiden bis zur

partiellen Lähmung; sogar Taube, Stumme und Halbblinde befinden sich unter diesen Streitern.

Und nun erst die „famous" Yeomanry! jene halbwüchsigen Bengel und Ladenschwengel Londons, die sich in Süd-Afrika mit Ruhm bekleckert haben, indem sie meistens das Hasenpanier ergriffen! Nach Kitcheners Bericht mussten von dieser Heldenschar bereits nach dreimonatlicher Dienstzeit 90 Prozent als Ganzinvaliden nach England zurückgeschickt werden.

Wenn solche Leute, namentlich aber die Freiwilligen, die England gegen den enormen Sold von 9—12 Mark pro Tag anzuwerben genötigt ist, wissen, dass man ihnen, bei einer Gefangennahme nicht mehr bloss Gewehr und Munition abnimmt, dass sie selbst nicht mehr — gestempelt oder ungestempelt — wieder freigelassen werden, sondern dass ihnen die Kugel oder der Strang bevorsteht: sie alle würden es wohl vorziehen, gegen diese Buren nicht mehr zu Felde zu ziehen und — Englands „zivilisatorische Thätigkeit" dort draussen wäre lahm gelegt.



V.

Englische Greuel. Verwüstung des Landes.

Es ist ein einträgliches Geschäft für den britischen Soldaten, jetzt in Süd-Afrika im Namen der Humanität und Zivilisation zu kämpfen. Um nämlich den Mut und Eifer der sauberen Söldnerbanden anzuspornen, wird den Leuten ausser der Besoldung von der englischen Regierung ein Teil aller „Kriegsbeute" zugesichert. Dies geschieht derart, dass die gemachte „Kriegsbeute" öffentlich versteigert wird; von dem Erlös erhält sodann das Korps 75 Prozent, während 25 Prozent in die englische Staatskasse fliessen. Dass hierdurch dem Verbrechen Thür und Thor geöffnet sind und dass Rauben, Morden, Sengen und Brennen im grossen Stil betrieben werden, liegt auf der Hand. Die Regierung des humanen Grossbritannien sanktioniert auf diese Weise das Verbrechen; der Staat sagt Ja und Amen dazu, und die Kirche Englands stimmt das Te deum an, wenn recht viel Buren unter dem Wüten jener gedungenen Horden täglich verbluten.

Es kann unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen, wenn himmelschreiende Greuelthaten und Grausamkeiten an der Tagesordnung sind.

So wurde z. B. im Juni vorigen Jahres die Farm des alten C. Koen niedergebrannt, eines Greises von 80 Jahren, der, halb erblindet und krank, nicht imstande war, sich fortzubewegen. Trotz seines bejammernswerten Zustandes brachte es ein englischer Soldat fertig, den alten Mann grausam zu misshandeln und ihm mit dem Revolvergriff ein Auge auszuschlagen. Warum? Weil der Buer noch einen Sohn hatte, der unter de Wet gegen die britischen Einbrecher kämpfte für sein Vaterland und seine Freiheit.

Als einer vom australischen Kontingent den kommandierenden Offizier fragte, weshalb er wie ein Barbar handle, erwiderte dieser ruhig, alles müsse zerstört werden, um das Land zu ruinieren! („Everything must be destroyed for the purpose of ruining that country.“)

Der britische Oberst De Lisle war einst mit Offizieren der Kolonialtruppe zusammen, als ein baumlanger Buer mit langem Bart als Gefangener eingebracht wurde. Der Oberst schlug vor, den Gefangenen, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, mit einer Eskorte nach dem Lager zu bringen.

„Ach was,“ rief da ein Offizier, „ich werde ihn nehmen!“

Mit diesen Worten packte er den Buren an dem Bart, spornte sein Pferd an und galoppierte mit dem Wehrlosen ab.

Bei solchen Berichten wird man unwillkürlich an die rohe Römerzeit erinnert, in welcher unsere germanischen Vorfahren in ähnlicher Weise unter Spott und Hohn im Triumph durch die Strassen Roms geschleift worden sind.

Das übermütige Rom hat seine Strafe von eben jenen Germanen empfangen; das dünkelhafte Grossbritannien wird an der gemisshandelten germanischen Rasse Süd-Afrikas ebenfalls zu Grunde gehen.

Man ist starr vor Entsetzen, wenn man Berichte liest, wie den folgenden:

„Am 8. Juni 1900 kamen britische Truppen von Taungs nach Vrijburg. Die erste Farm, die sie auf ihrem Marsche fanden, zerstörten sie gänzlich, brannten alle Gebäude nieder, töteten alles Federvieh, ohne es mitzunehmen, ebenso alle Schafe, Ziegen, Pferde und Maultiere. Auf diesem Raubzuge hatten sie Hunderte von Kaffern mit sich. Gefühllos banden sie meinen Vater, einen alten Mann von 85 Jahren, mit starken Stricken an einen Pfahl, obgleich der schwache Greis nichts gethan hatte. Sie drangen in das Schlafzimmer und zerrten meine alte kranke Mutter aus dem Bett. Darauf setzten sie das Haus in Brand und äscherten es völlig ein. In ihrer Raubgier öffneten sie das Grab eines achtjährigen Knaben, der vor einigen Tagen gestorben war, um dort nach Geld und Wertsachen zu suchen."

In der Nähe von Heidelberg (Transvaal) lebte auf seiner kleinen Farm ein alter Mann, Piet du Prez. In der Nacht des 28. April kamen unter fürchterlichem Lärm englische Soldaten auf seinen Hof. Der Greis, gewohnt, sein Eigentum zu verteidigen, springt aus dem Bette und feuert einen Schuss in die dunkle Nacht, um die Diebe zu verscheuchen. Er war wohl im Glauben, es seien räuberische Kaffern. Im selben Augenblick streckt ihn ein Schuss aus nächster Nähe zu Boden Der „tapfere" Brite, der sich dicht bei der Thür aufge-

stellt hatte, konnte gar nicht fehlen, da sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt war. „Nach dieser Frevelthat trieben die englischen Heldensöhne alles Vieh zusammen und brachten es nach Heidelberg, wo es am nächsten Tage meistbietend verkauft worden ist, zu Gunsten der Staatskasse und „Krieger“. Die alte Frau des Ermordeten aber, mitsamt ihren Kindern, wurde aus den Betten gerissen und gewaltsam als „Gefangene“ fortgeschleppt, um in einem der sogenannten „Schutzlager“ das Gnadenbrot der humanen Briten zu essen.“

So erzählte mir ein Deutscher, L. Teichmann, der kürzlich erst aus Transvaal nach Deutschland zurückgekehrt ist.

Wie man den gequälten Buren auf alle mögliche Art Schimpf und Schande anzuthun sucht, dafür nur ein Beispiel.

Die Farmen von J. A. Fourie und P. Koekemoer waren zerstört worden. Alles war verbrannt, das Vieh getötet oder fortgetrieben. Die beiden Buren wurden als Gefangene abgeführt. Sie hatten nur einige Decken und etwa 10 £ an barem Gelde bei sich. Die Engländer nahmen ihnen auch dieses weg.

Indessen nicht genug damit.

Unterwegs wurden ein paar vagabondierende Kaffern aufgetrieben und ihrer Kleiderfetzen beraubt. Und nun riss man den beiden Buren die Kleider vom Leibe und zwang sie, die Lumpen der Kaffern anzuziehen. In solchem Aufzuge wurden die Gefangenen nach Fauresmith gebracht und unter Spott und Hohn — zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, weil sie ihrer heiligsten Pflicht nachgekommen waren, d. h., weil sie ihr Land gegen englisches Raubgesindel verteidigt hatten.

Es ist ja eine bekannte Thatsache, dass schon in den ersten Monaten des Krieges die gefangenen Buren wie Bestien behandelt wurden. Man hat sie in schmutzige Ställe eingesperrt, liess sie tagelang ohne Nahrung, und wenn ihnen mal etwas zum essen verabreicht wurde, dann warf man es auf den Boden hin, gerade, wie man dem lieben Vieh das Futter auf die Erde schüttet.

Der alte ehrenhafte General Cronje wurde bei seiner Ankunft in Kapstadt vom englischen Pöbel mit Strassenkot beworfen. Andere Gefangene wurden von Briten und Eingeborenen angespieen.

Wenn solche Dinge schon damals massenhaft vorkamen und stillschweigend geduldet waren, wie erst jetzt, nach einer Verrohung durch einen zweijährigen Kriegszustand, jetzt, nachdem Wille und Absicht der britischen Herren bekannt gegeben sind: Verwundete und Gefangene massakrieren; das Burenvolk vom Erdboden vertilgen!

Denn das ist der Grundsatz, nach welchem man nunmehr handelt. Daher das planmässige Zerstören und Verwüsten des Landes unter dem Oberbefehl der gesitteten Lords Roberts und Kitchener.

„Vom Vetrivier bis nach Machadodorp, einer Strecke von 3000 Meilen, gleicht das Land verbranntem und geschwärztem Moose, über dem monatelang bei Tage schwere, dichte Rauchwolken, bei Nacht der Schein brennender Feuer sichtbar waren.“

Es erfüllt den Europäer mit Grausen, wenn er hört, dass bis jetzt etwa 75 Prozent sämtlicher Farmen und Wohnstätten durch die Engländer in Flammen und Rauch aufgegangen sind. Das aber ist etwa nicht verbotenen und strafbaren Ausschreitungen einer wilden rohen Truppe

zuzuschreiben, sondern wurde vom „christlichen humanen“ England befohlen.

Die berüchtigten Proklamationen des Lord Roberts sind bekannt: „Dort, wo auch nur der Versuch gemacht worden ist, die Bahnlinie zu zerstören, werden in einem Umkreis von 10 Meilen alle Farmen und Wohnstätten zerstört, das Vieh und alle Lebensvorräte weggenommen und die Bewohner ohne Nahrung und Obdach verjagt!“

Klingt es nicht wie Hohn, wenn über solchen barbarischen Befehlen noch zu lesen steht: „Victoria Regina, by the Grace of God!“ Nach solcher Einleitungsformel kommen dann Erlasse, die wahrlich nichts mit der Gnade Gottes gemeinsam haben können, wie z. B.:

„Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, dass, wenn die noch auf Kommando befindlichen Männer, welche zu den Familien der Stadt oder des Distrikts Krugersdorp gehören, sich nicht ergeben und an die britischen Behörden bis zum 20. Juli ihre Waffen nicht abgeliefert haben, ihr ganzes Eigentum konfisziert wird und ihre Familien hilf- und obdachlos fortgetrieben werden.“

Auf Befehl etc.

Krugersdorp, 9. Juli 1900.“

Zu solchen unmenschlichen, jedes Recht verletzenden Befehlen der Führer gesellt sich dann selbstverständlich die Roheit und Unmenschlichkeit der Soldaten bei Ausführung des Zerstörungswerkes.

„General French und Pole-Carew — so lautet der Bericht eines englischen Offiziers — sind mit ihren Brigaden angekommen und haben thatsächlich alles niedergebrannt, was sie auf dem Wege fanden. Den Truppen

folgen etwa 3500 fortgenommene oder zusammengetriebene Ochsen und Schafe. Hunderte von Tonnen von Korn und Futter sind zerstört. Soeben erfahre ich, dass General Rundle sich seinen Weg „durchgebrannt“ hat bis hinauf nach Dewetsdorp („burnt his way up to Dewetsdorp“) . . .

„Auf einer Farm befanden sich nur Frauen. Die gegebenen Befehle wurden unerbittlich ausgeführt. Eine Frau flehte den Offizier an, ihre Heimstätte zu schonen. Als die Flammen aus den Häusern emporschlugen, warf sich das arme Weib auf die Kniee, riss ihre Jacke auf und schrie in Verzweiflung: ‚Schiesst mich tot; ich habe nichts zu leben; mein Mann ist fort; unsere Farm ist verbrannt, und unser Vieh ist gestohlen!‘ Es war herzzerreissend.“

Aus einem anderen Bericht entnehme ich folgendes:

„Innerhalb 10 Meilen haben wir nicht weniger als sechs Farmen niedergebrannt. Einige hundert Schritte entfernt, am Bette eines todkranken Mannes, beobachtete eine Burenfrau ruhig und still das Abbrennen ihres Heims. Es war mir, als wenn ein Mord begangen würde. Bis spät in den Abend hinein stand ich und sah, wie die Flammen an jedem Stücke des Hausrats herumleckten, an Stühlen und Tischen, an der Wiege, an Kommoden und Kasten, die eine Welt von Schätzen enthielten. Und als ich sah, wie dann das arme traurige Weib weinend ihr bleiches Gesicht gegen die Fenster eines Nachbarhauses drückte, da brannte in meinem eigenen Herzen das Gefühl der Schmach.“

Indessen werden solche Regungen wohl selten gewesen sein. Das Gegenteil dürfte häufiger vorkommen. So z. B. erzählte ein Bekannter aus Transvaal folgendes:

Ein entfernter Verwandter von ihm, der aus Kapstadt stammt, kämpft auf Seite der Engländer. Er und seine Leute hatten Befehl, eine gewisse Anzahl Farmen zu zerstören. Hilflose Greise, schwache Frauen und Kinder wurden mitleidslos aus den Häusern getrieben. Sie hatten nur Zeit, einige Decken und Kissen mitzunehmen. Totenblass stand ein alter gebrechlicher Mann auf seinen Stock gelehnt zwischen knieenden, betenden und weinenden Frauen, wimmernden, schreienden Kindern. Währenddessen wurde alles zertrümmert; nur ein Klavier schafften die Soldaten hinaus. Dann steckten sie die Wohnhäuser in Brand, und während die Flammen prasselnd gen Himmel schlugen, Balken krachend niederstürzten, während die ihres Obdachs und allen Eigentums beraubten Bewohner dort auf ihren paar Habseligkeiten in Angst und Schrecken zusammenkauerten und in ihrem endlosen Jammer Thränen vergossen, da brachten es die britischen Mordbrenner fertig, wie zum Hohn auf jedes menschliche Gefühl und jenen Ärmsten zum Spott das Lied „Home, sweet home“ zu singen und dazu die Melodie auf dem Klavier zu spielen. Selbstverständlich folgte diesem Musik- und Gesangsstück das Bravourstück:

„God save the Queen.“

Du lieber Himmel, zu was man doch Gottes und der Fürsten Namen überall missbraucht!

Wie viel Jammer und herzbrechendes Elend muss jener Offizier von der „Yeomanry“ gesehen haben, der in einem Briefe rühmend schreibt, er mit seinen Leuten habe am Pienaars- und Krokodilfluss nicht weniger wie 180 Farmen niedergebrannt.

„Dem Volk,“ so heisst es dort, „wurden nur

10 Minuten Zeit gegeben, um zu räumen, und wir hatten den Befehl, alles zu plündern („we had orders, to loot everything“).

Indessen noch ein charakteristischer Fall, der uns Deutsche recht interessieren wird:

„Ich hatte,“ so schreibt der Gewährsmann, „anfangs Mai, vormundschaftliche Veranlassung, eine junge Deutsche zu besuchen, die mit ihrem Sohne, einem Bübchen von zwei Jahren, und einigen Kaffern auf ihrer einsamen Farm allein lebt. Diese Dame, sie ist die Tochter eines Geistlichen, also immerhin eine Dame von guter Erziehung und vornehmem Empfinden, wurde plötzlich von einer Truppe englischer Soldaten unter Befehl einiger Offiziere mit ihrem Kinde aus ihrem friedlich und freundlich von Grenadellengerank umsponnenen Häuschen hinausgejagt. Dann wurden vor den Augen der kaum Einundzwanzigjährigen sämtliche Fenster und Thüren des Hauses zertrümmert, die Wände eingeschlagen. Die prachtvollen Plüschmöbel, funkelnagelneu zur Hochzeit vor drei Jahren aus Berlin bezogen, wurden hinausgestürzt und mit den Säbeln zerfetzt. Das gleiche Schicksal erlitten eine Hausorgel und ein prachtvolles Pianino. Die herrlichen Ölgemälde flogen den Möbeln in Fetzen nach. Vasen, Nippes, Violine und Guitarre folgten den Gemälden. Dann kamen die Bücher und die Karten an die Reihe. Alles zu den Fensterhöhlen hinaus. Den Büchern folgte die Gipsbüste des Präsidenten Krüger, nachdem man derselben den Kopf abgeschlagen hatte. Nach der Präsidentenbüste kamen die Büsten der drei deutschen Kaiser, Wilhelms des Grossen, Friedrichs des Dritten und Wilhelms des Zweiten an die Reihe. Kopfab!

und unter dem Gewieher der englischen Söldner flogen sie, begleitet von unflätigen Schimpfworten, zu den Fenstern hinaus. Alle Teppiche luden die Engländer auf; auch alle Decken, Betten, Kleider. Sogar Kleider und Wäsche der jungen Frau. Und als man endlich alles zertrümmert oder auf die mitgebrachten Wagen verstaut hatte, da wollte man auch die unglückliche, halbtot geängstigte Witwe und ihren Knaben mit sich schleppen. Dahin kam es allerdings nicht mehr. Als ich die Absichten der Truppe durchschaut hatte, hatte ich mich in den Sattel gemacht, um nach dem nächsten Etappenkommandanten zu reiten. — Die Engländer haben bekanntlich längs der Bahnen Etappenkommandos eingerichtet, um den Bahnverkehr zu sichern. — Dieser Mann war mir als einer der wenigen Engländer bekannt, denen Willkür und Roheit auch im Kriege verhasst sind. Ich traf ihn nach zweistündigem scharfen Ritte glücklicherweise in seiner Office und hatte die Freude, dass er mich sofort nach der Farm zurückbegleitete. Da war das Vandalenwerk allerdings vollbracht. Er hinderte es aber doch, dass die junge Frau und ihr Söhnchen gewaltsam mit fortgeschleppt wurden. Er war sogar so gerecht, Kleider, Betten, Teppiche, Wäsche, so weit sie auf die Wagen geladen waren, wieder abladen und in das Haus zurückbringen zu lassen und ausserdem für die Wiederherstellung der Wohnräume das Notwendigste zu veranlassen.

Aber was hatte diese Zerstörung für eine Berechnung? Was für einen kriegerischen Zweck hatte die Zertrümmerung der Möbel, der Musikinstrumente, der Bücher und Büsten? „The german emperor! Der deutsche Kaiser,

Hurrah!" Kopfab! hinaus! dreimal! — Und der dritte derselben ist ein englischer Admiral und Feldmarschall!"

Es würde unmöglich sein, alle Einzelheiten anzuführen; möge das Angeführte als Beispiel dessen gelten, was dort draussen von den „tapferen" Briten „im Namen der Humanität und Zivilisation" vollbracht wird.

Das arme Land, wie muss das heute aussehen! Transvaal und Freistaat sind jetzt eine dürre, verwüstete Wildnis. „Alle Ländereien sind vernichtet,*) die Gärten abgehackt und ausgerodet, die Farmen niedergebrannt, die Häuser in vielen Fällen nicht nur eingeäschert, sondern mit Dynamit gesprengt, so dass nicht ein Stein auf dem andern geblieben ist, eine Stätte für Nachteulen und Geier. Wo kurz vorher alles noch Leben, Wohlfahrt und Freude war, herrscht nun der Tod.

Kein lebendes Tier sieht man, keine Frau, kein Kind und nur selten ein Kaffernmädchen, auf deren Zügen Angst, Kummer, ja selbst Hunger deutlich ausgedrückt sind. Seit dem dreissigjährigen Kriege hat man ein solches Bild von vollständiger Vernichtung wohl kaum mehr gesehen. O, man muss die Sprache eines Jesaias oder Jeremias besitzen, um diese Greuel der Verwüstung zu beschreiben."

Alles aber, was verwüstet und zerstört worden ist, — und das darf nicht unbeachtet bleiben — ist Privateigentum, das Eigentum von Leuten, die nur ihre heilige Pflicht erfüllen. Eine solche, dem Völkerrecht hohnsprechende, planmässige Verbrennung von Dörfern, Farmen

*) Bericht des Staatsprokureurs Smuts an den Präsidenten Steijn aus Potchefstroom.

und Wohnungen, eine solche allgemeine Zerstörung von Nahrungs- und Erwerbsmitteln ist bisher noch in keinem zivilisierten Kriege vorgekommen.

Das humane, fromme England hat für sich die zweifelhafte Ehre erworben, im wilden Tanze um das goldene Kalb die Grenzen des Rechts, der Menschlichkeit und Gesittung zu durchbrechen, dem Pfuhl der Barbarei näher zu kommen und sich dort in seinem Wollustschlamm zu wälzen.



VI.

Die wilden Barbarenhorden als Englands Waffenbrüder.

Auch hinsichtlich der Eingeborenen ist es offenkundig, dass Grossbritannien in diesem Kriege eine schmachvolle Rolle gespielt hat. Das allerchristlichste England hat bisher noch kein Mittel gescheut, um seinen Zweck zu erreichen, selbst wenn jene Mittel Heiden und Barbaren gewesen sind.

Das Aufhetzen wilder Völkerstämme gegen die eigene weisse Rasse ist und bleibt ein Schandfleck in der ohnehin so blutigen brutalen Politik Grossbritanniens in Süd-Afrika.

Schon bei Beginn des Krieges häuften sich die Beweise dafür, dass die leitenden Männer und ihre Klique, Chamberlain, Rhodes, Milner und Konsorten, versucht haben, die Eingeborenen, Basutos, Swazis, Zulus und wie sie alle heissen, gegen den verhassten Transvaal- und Freistaat-Buren zum Kampfe aufzuwiegeln.

Es ist ja nicht das erste Mal, die Geschichte und

die eigenen amtlichen Dokumente erzählen hundertfach davon.*)

Bereits am 12. November 1850 gingen dem britischen Gouverneur in Kapstadt derartige Instruktionen und Anweisungen der „Christenliebe" zu. (Correspondence etc. — Blaubuch — 1851 p. 93 ff.)

Ich führe nur einige Stellen auszugsweise an:

„Die Hauptsache für die Eingeborenen ist der Schrecken vor Feinden, wie es die Buren sind."

„Der erste Schritt, der gethan werden muss, würde sein, einige Häuptlinge zu bewegen, ein Bündnis zu schliessen und einen englischen Beamten zu erbitten."

„Ich möchte Ihnen raten, in Verbindung mit den Häuptlingen zu treten und ihnen zu empfehlen, sich gegen die Buren zu vereinigen. Sie können ihnen sagen, dass die englische Regierung sie unterstützen wird."

Und in einer Depesche vom 29. November 1850 heisst es:

„Bei dem Mangel einer genügend starken Truppenmacht ist das einzige Mittel, die Buren wirklich in Schach zu halten: Die Organisation der Eingeborenenstämme in der Weise, wie ich es früher in Vorschlag gebracht habe."

Das passt übrigens gut auf die augenblickliche Sachlage!

Aus allem aber ersieht man, der „arme Eingeborene" spielt in der britischen Politik eine wichtige Rolle; dazu der englische Missionar als politischer Agent unter dem Deckmantel der Religion, und der „british subject" derart,

---

*) Dr. W. Vallentin, Geschichte der Süd-Afrikanischen Republik Transvaal. Berlin 1901. Band 2.

dass von der vorübergehenden Anwesenheit eines einzigen englischen Krämers oder selbst von seiner verlorenen Stiefelsohle England den Anspruch auf ein ganzes Land herleitet: Das sind die ständig vorgeschobenen Figuren. Das Spiel ist gut, es klappt und — der Erfolg krönt das Werk.

Und während man in London mit Heuchelmiene unter Glockengeläute und Böllerschüssen einen Lobgesang anstimmt, verröcheln draussen im schwarzen Erdteil Tausende von Menschen unter englischen Kanonen und Bajonetten. Auf dem ausgepressten Leichnam eines ganzen Stammes, der nur noch hungernd und wimmernd sein Dasein fristen konnte, schwelgt das weltbeglückende Britannien.

Dieses perfide Verhalten Englands zu den Schwarzen, wenn es darauf ankommt, den weissen Buren zu vernichten, zieht sich durch Süd-Afrikas Geschichte von Anfang bis auf den heutigen Tag. Ich erinnere nur an das Liebeswerben mit den Zulus vor und nach der Annexion Transvaals (1877), nur an den grossen politischen Betrug in der sogenannten Betschuanalandfrage 1880 und in den folgenden Jahren.*) Überall dieselbe englische Gewissenlosigkeit und heuchlerische Niedertracht.

Bei dem unbefugten Hineinmischen in die Swazi-Angelegenheit 1898 handelte es sich im Grunde genommen doch auch nur um ein Liebäugeln mit dem Swazikönig und seinem Volke, um beide später gegen Transvaal zu gebrauchen.

---

*) Dr. W. Vallentin, Geschichte der Süd-Afrikanischen Republik Transvaal, Berlin 1901. Band 2, p. 206 ff.

Früher indessen trat das humane England immer als Schutzpatron der Schwarzen auf, wenigstens heuchelte es so und konnte die gesittete Welt durch seine Lügenkunst auch thatsächlich in diesem Glauben halten.

Wie aber ist es heute?

England schämt sich nicht mehr, in diesem Kriege coram publico den wilden Schwarzen zu seinem Waffenbruder zu machen und gegen den gesitteten Weissen zum Kampfe anzureizen.

Es existieren Briefe an einige Oberhäuptlinge, in denen britischerseits 5 Schilling (= 5 Mark) pro Tag dem Kaffer geboten werden, der die Waffen gegen die Buren ergreift. Sonstige Belohnungen und andere glänzende Versprechungen kann man sich denken.

Mit wenigen Ausnahmen nur hat jedoch das Betragen fast der gesamten Eingeborenen-Bevölkerung die Lüge der englischen Presse und Schwindelklique widerlegt: dass die Kaffern den Buren hassen.

Vor einigen Monaten erst ist es den ehrenhaften Helden Grossbritanniens gelungen, die Schwarzen zu bewaffnen, wild zu machen und auf das arme Burenvolk loszulassen.

Aber kann man sich darüber noch wundern?

Mancher Weisse widersteht nicht den Lockungen des klingenden Goldes! um wie viel weniger ein Schwarzer, der das moralische Rückgrat nicht besitzt, dessen wir uns rühmen!

Nun denke man sich eine arbeitslose, ausgehungerte Horde von Eingeborenen, zu denen englische Offiziere und Agenten kommen und sagen:

„Hier sind Gewehre und Patronen. Ihr habt die

Erlaubnis, die Farmen der aufsässigen Buren zu plündern und das Vieh wegzunehmen — denn Ihr seid **auch** hungrig. Ausserdem bekommt Ihr später Geld, viel Geld, und wir werden Euch in jedem Falle unsere Unterstützung gewähren."

Wer von den Kaffern wird da solchen Lockungen widerstehen?

Kommen dann noch Drohungen hinzu mit der Überlegenheit der britischen „glorious army" — dann ist es leicht erklärlich, dass heute Zulus, Basutos und Swazis, kurz, die ungezähmten Barbaren Süd-Afrikas mit den Waffen in der Hand den weissen Buren, unseren eigenen Stammesangehörigen, gegenüberstehen.

Welche Greuel und Brutalitäten werden von solchen wildgemachten Wilden im Verein mit den verrohten britischen Söldnern an Männern, Frauen und Kindern verübt! Angesichts solcher Schändlichkeiten, die eine angeblich hochzivilisierte Grossmacht an einem kleinen tapferen Feinde begeht, muss das Herz still stehen. England hat hiermit die Hölle auf das unglückliche Süd-Afrika losgelassen.

Wie kurzsichtig indessen eine solche Politik ist, abgesehen von ihrer Gemeinheit, scheint jenen Herren gar nicht einzuleuchten.



VII.

Der Ausrottungskrieg gegen wehrlose Frauen und Kinder. Hungerkur und Schändung. Aussterbenlassen.

Bereits in den ersten Monaten des unseligen Krieges hatten sich Engländer und einige Kaffern an der Westgrenze bei Derdepoort gegen die Buren verbunden. Die ersten Nachrichten von Greuelthaten gegen weisse Frauen und Mädchen, ausgeübt von der tierisch rohen Soldateska im Verein mit ihren schwarzen Bundesgenossen, durchbebten die gesittete Welt.

Von einem deutschen Mitkämpfer kam damals folgende Mitteilung:

„Am liebsten möchte ich nun von der Bestialität der Engländer schweigen, geschähe es nicht im Interesse der Menschlichkeit und Zivilisation. Ihr geschätztes Blatt wird ja in Deutschland viel gelesen, und es ist dringend geboten, dass Europa die Greuelthaten der englischen Soldaten erfährt. Ich stehe selbstverständlich, falls es nötig sein sollte, mit meinem Namen dafür ein, das ich aus dem Munde der geschändeten Frauen hörte, dass englische Soldaten sie vergewaltigten. Die Schurken komman-

dierten Kaffern, welche die Unglücklichen halten mussten, während Soldaten die Schandthaten begingen. Ein armes Kind wurde von vier Kaffern gehalten und von neun der Unmenschen geschändet.

Die Aussagen der Armen sind unter Eid gemacht. Mehrere Frauen liegen im Hospital."

Dieselbe schändliche That wurde gegen eine Burenfrau, deren Mann gegen die Briten focht, und ihre 16jährige Tochter auf einer Farm in der Nähe von Colenso verübt. Das Mädchen ist später gestorben.

Das alles aber waren damals bedauerliche Ausschreitungen, die, wenigstens pro forma, bei den Briten strafbar waren. Heute indessen gehören solche Greuelthaten zum System! Der Misshandlung von Frauen, dem Verbrechen der Schändung und Notzucht ist heute gleichsam ein Freibrief ausgestellt worden.

Und damit komme ich auf einen anderen Punkt, das ist: Der Krieg des stolzen Englands gegen hilflose Frauen und Kinder — einzig dastehend in der Weltgeschichte!

Das ritterliche England verschmäht es nicht, wehrlose Frauen und Kinder als „Kriegsgefangene" wegzuschleppen und zu zehntausenden in den engen, ungesunden, in jeder Hinsicht verdammenswerten „Schutzlagern" gewaltsam zusammen zu pferchen, nachdem ihnen Haus und Hof, Hab und Gut zerstört worden sind.

Welch Schrecken, Jammer und Elend, ehe es soweit gekommen ist; und welche Schandthaten und Gemeinheiten, in diesem trostlosen Zustande selbst!

Ja, noch mehr! Es scheint, als ob jedes Gefühl von Schande und Scham beim Engländer erloschen sei. Der „tapfere" britische Soldat verschmäht es nicht, eben jene

gefangenen Burenfrauen als eine Deckung vor den tödlich treffenden Burenkugeln zu benutzen. An den gefährlichsten Stellungen waren immer diese „Gefangenen" untergebracht, ein Schutzwall für Englands „Männer und Helden" gegen den Angriff von aussen (daher vielleicht der Name Schutzlager). „Wenn wir die feindlichen Lager beschiessen wollten, waren dieselben mit unseren Frauen und Kindern angefüllt. Jeder Schuss konnte das eigene Weib, die Mutter oder Tochter treffen!"

Klagen über Misshandlungen alleinstehender Frauen und Kinder sind schon lange laut geworden. Man sprach von Übertreibung oder schlimmsten Falles von vereinzelten Fällen, wenn verrohte Söldner eine einsam gelegene Farm antrafen. Heute weiss man, dass das keine Übertreibungen gewesen sind. Mit barbarischer Roheit werden unschuldige Frauen und Kinder behandelt und von englischen Soldaten und Kaffern geschlagen.

So z. B. fand der Staatsprokureur Smuts die alte Witwe Coetze bei Elandsrivier in einem Zustande jämmerlicher Misshandlung vor.

In das Haus der greisen Witwe Nethling, der Mutter des Landdrostes von Klerksdorp, kam eines Abends ein englischer Offizier in Begleitung einer starken Patrouille und sagte an, sie müsse in derselben Nacht noch das Haus verlassen, da die Farm abgebrannt werden solle. Als die alte Frau und ihre Tochter, eine Frau du Toit, ihm vorstellten, es sei nicht möglich, da Vieh, Pferde und Wagen von den Engländern fortgenommen wären und sie selbst zu alt und schwach sei, um bis zu den Burenlinien zu laufen, wurde der ritterliche Offizier so brutal, dass er der Tochter wütend einen Schlag ins

Gesicht versetzte. Später liess der „tapfere“ Offizier einen Ochsenwagen herbeiholen, verbot aber den Frauen, irgend welche Nahrung, Kleider oder Schlafzeug auf den Wagen zu packen. In solchem erbärmlichen Zustande wurden dann Mutter und Tochter in die weite Welt hinausgetrieben. Wohin?

Viele Frauen und Kinder sind in die Berge geflüchtet und halten sich in Höhlen und Schluchten versteckt. Sie fühlen sich dort bei den wilden Tieren sicherer als unter dem Schutz der englischen Flagge und der Armee des hochkultivierten Grossbritanniens.

Auf der Farm Cyferfontein wurde eine Witwe von 70 Jahren auf grauenhafte Weise gemisshandelt. Die englischen Henker und Räuber warfen sie zu Boden, rissen ihr die Kleider vom Leibe und stahlen all ihr Geld und andere Wertsachen, die sie vorsichtshalber am Leibe trug. Sie blieb so gut wie tot liegen.

Herr J. C. Smuts berichtet über einen Fall, der beweist, wie Briten und Kaffern in diesem Teufelswerk zusammenwirken.

Kommandant Rickert von Rustenburg wird von dem Feinde sehr gehasst. Seine Frau hatte auf eigene Kosten ein Hospital in Rustenburg errichtet, wo sie u. a. fünfzehn Kranke und Verwundete pflegte, die de Wet dort zurückgelassen hatte. Als die Engländer den Ort in Besitz nahmen, ersannen sie für Frau Rickert ein raffiniertes Strafmittel: sie wurde mit ihren Töchtern nach Paardekraal in die Nähe der räuberischen Kaffern getrieben. Hier wohnte ausser einem kranken Greise kein anderes weisses Geschöpf. Vergebens klagte die Frau, dass sie keine Nahrung habe und durch Hunger umkommen oder

durch die Schwarzen ermordet würde. Alles Flehen half nichts! —

Eines Nachts war sie zur Rettung ihres Lebens durch die Schwarzen gezwungen, zu fliehen. Im Nachtgewand kam die geängstigte Frau bis nach Rustenburg durch. Schliesslich wurde sie mit noch anderen Burenfrauen und Kindern nach der Burenlinie geschafft, da der Feind meinte, sie alle würden dort sicherlich dem Hungertode erliegen.

„Viele Frauen sind durch die „Lieblinge" der Engländer, die Capeboys, greulich misshandelt, selbst genotzüchtigt worden und haben im zerklüfteten Gebirge einen Zufluchtsort gesucht. Wahrlich, man könnte mitleidsvolle Thränen vergiessen über diesen Zustand unsagbaren Elends.

Wenn man im Auslande den hundertsten Teil dessen wüsste, was in den Burenstaaten vor sich geht, die ganze Christenheit würde sich die Kleider vom Leibe reissen, und es würde sich ein grosser Schrei zum Himmel erheben gegen die unbeschreiblichen Grausamkeiten."

Mit welchen Lügen und Heucheleien man auf britischer Seite solche Schandthaten zu verdecken sucht, übersteigt doch manchmal wahrlich alle Grenzen des Glaublichen.

So z. B. sprachen die englischen Zeitungen und offiziellen Meldungen im Juli 1900 immer von Burenfrauen, die mit ihren Kindern aus Pretoria geflüchtet sind.

Wie verhielt es sich aber in Wirklichkeit? Von „Fliehen" und „Flüchtlingen" konnte absolut keine Rede sein. Sondern:

Um den zähen Widerstand der Buren zu brechen, jagte Lord Roberts Frauen und Kinder in die Wildnis und in die verderbenbringende Fieberluft des Buschfelds!

Das ist die Wahrheit. In der That, eine Grausamkeit, wie sie eben nur ein Brite verüben kann.

Innerhalb 48 Stunden mussten die Bedauernswerten Haus und Hof verlassen. Was in aller Eile an Habseligkeiten mitgenommen werden konnte, war herzlich wenig. Mit dem Notdürftigsten bekleidet — die Kinder oft fast nackend — wurden diese Ärmsten an der Station zusammengetrieben, in offene Vieh- und Kohlenwagen gepackt und hinausgeschickt zur „Front", wo ihre Männer und Brüder in Waffen den Engländern gegenüberstanden.

Da hat man „Dichtung" und „Wahrheit" beisammen.

Und ähnlich steht es mit den aus „humanen" Rücksichten eingerichteten „Schutzlagern" für Frauen und Kinder.

Dass das Oberkommando bei seinem teuflischen Plan nicht allein durch Verbannung und Gefangenschaft der Frauen, sowie Entziehung der notwendigsten Nahrungsmittel auf die noch kämpfenden Männer, Väter, Brüder, Söhne, einen Druck ausüben will, sondern dass es diese Frauen, Mädchen und Kinder vorbedachter Weise zu hunderten und tausenden den Lüsten einer verseuchten Soldateska überantwortet, liegt klar vor aller Augen. Jene unglücklichen, zwangsweise zusammengetriebenen Wesen sind ja thatsächlich in die Gewalt ihrer Peiniger gegeben. Dazu kommt noch eins!

Diejenigen weiblichen „Kriegsgefangenen", die noch Angehörige im Felde gegen die Engländer zu stehen haben, erhalten nur halbe Rationen. Lord Roberts und Kitchener haben gehofft, dass, wenn sie schwache Frauen und Mädchen einer Hungerkur unterwerfen, die

unbesiegbaren Freiheitskämpfer zur Übergabe gezwungen würden.

Nur ein Brite kann in unserem zivilisierten Jahrhundert zu solchen Brutalitäten fähig sein. Mit Grausen fühlt man sich in weit zurückliegende Jahrhunderte versetzt und denkt schaudernd an Folter, Hungerturm, an spanische Inquisition und lebende Fackelfeuer und weiss Gott noch andere Bestialitäten einer längst vergangenen Zeit, welche wir mit unserer Kultur und Gesittung himmelhoch zu überragen uns rühmen.

Und doch, wie lächerlich! — wie beschämend für alle, alle Nationen bei näherem Zusehen! Nur zu leicht kann man auf den Einfall kommen „die Lehre von der Ver- und Durchteufelung der Welt sei doch nicht so ganz nur eine kirchenväterliche Marotte."

Zu allem Unglück fügt der steinharte Brite noch den Hohn und Spott; er stellt die weissen, freien Burenfrauen unter Aufsicht von schwarzen Polizisten!

Was das bedeutet, kann nur derjenige beurteilen, der die Stellung des Schwarzen zu den Buren kennt. Ein grösserer Schimpf kann dem unabhängigen Weissen und seinen Angehörigen wohl nicht angethan werden. Man denke nur: unsere deutschen Beamten, Kaufleute, Pflanzer in Kamerun oder Deutsch-Ostafrika würden plötzlich unter Aufsicht der dortigen schwarzen Häuptlinge und deren Unterthanen gestellt! Man ist einfach nicht im stande, das auszudenken.

Was aber ergiebt sich aus jenem gewaltsamen Zusammentreiben und Festhalten in den „Schutzlagern" noch mehr? Frauen und Mädchen sind der Lust und Willkür von Englands Mörderbanden und ihren schwarzen

Bundesbrüdern völlig ausgeliefert. Verbrechen aller Art, Notzucht der Frauen, Schändung von Mädchen, erschreckende Krankheiten, Schande und Elend sind die — beabsichtigten Folgen. Wer von all den unglücklichen in Lumpen gehüllten Wesen der gewaltthätigen Gier der Offiziere und Soldaten entgeht, wird durch die elementare Gewalt des Hungers der Schande in die Arme getrieben.

Ein früherer Mitkämpfer der Buren, Fred Lavelle, erzählt aus eigener Anschauung folgendes:

„Ich erwähne jetzt nur ein bestimmtes Lager bei Irene, etwa 9 Meilen von Pretoria. Alle weiblichen Personen von 12 Jahren aufwärts werden hierher gebracht und wie Vieh zusammengetrieben. Abwechselnd werden mehrere von ihnen, in kleinen Haufen, nach Pretoria geschafft für unzüchtige Zwecke und werden hier unter Anwendung von Gewalt und Zwang, durch Entziehung von Nahrung und andere Torturen, gefügig gemacht. In Pretoria werden sie von englischen Offizieren und Mannschaften in brutalster, unmenschlicher Weise benutzt. Diese behalten die unglücklichen Mädchen so lange dort, bis letztere thatsächlich unbrauchbar („useless") sind. Sie lassen sie hierauf nach dem Lager bei Irene zurückbringen und sich von da frisches „Menschenfleisch" kommen. All dieses geschieht ganz öffentlich und jedermann, Offizier und Soldat, hat Kenntnis davon. Sogar Kitchener weiss davon. Aber kein einziger Schritt wird gethan, um diesen schandhaften Handel mit Menschenseelen zu verbieten.

Oftmals gelangten einzelne Mädchen auf irgendwelche Weise zu uns zurück, Mädchen von 16 Jahren, mit schneeweissem Haar, gleichsam als ob sie das Leben eines Jahrhunderts hinter sich hätten."

Selbst ein englischer Offizier aus Pretoria schreibt: „Einige Frauen und Mädchen waren gezwungen, in Kaffernhütten zu gehen und dort bei ihren früheren Dienstboten zu betteln. Andere kamen zu den Lagern und flehten um Brot. Wenn Frauen von der Wohlthätigkeit eines Lagers (und das ist in allen Schutzlagern der Fall) leben müssen, so ist es überflüssig, zu beschreiben, in welche Abgründe der Schande die Not sie treibt."

Und nun erst all jene armen Geschöpfe, die allein in der verwüsteten Öde des Feldes, auf den Trümmern der zerstörten Farmen eine Unterkunft suchen müssen und die nicht nur den „tapferen" Soldaten sondern auch den wilden Stämmen der Nachbarschaft wehr- und hilflos preisgegeben sind! Der Mantel des Schweigens bedeckt die herzzerreissenden, widerlichen Tragödien der fernen stillen Einsamkeit. Ja, wenn der hundertste Teil von all jenen Schreckensscenen bekannt wäre!

Von der barbarischen Kriegsführung der „ruhmreichen" britischen Armee gegen Frauen und Kinder giebt ein anderer Mitkämpfer, der kürzlich erst vom Kriegsschauplatze zurückgekehrt ist, folgendes Beispiel:

„Die Soldaten haben ein eigenes System aufgefunden, um jungen Mädchen zwischen 12—15 Jahren Gewalt anzuthun. Sobald bekannt wird, dass sich auf einem Burenhofe keine Männer, sondern nur Frauen aufhalten, brennt man die Farm nieder. Alles, bis auf das letzte Stück Brot, wird weggenommen. Nun stehen die unglücklichen Frauen aller Hilfsmittel beraubt, im Feld. Die nächste Farm ist viel zu weit entfernt, als dass sie dieselbe zu Fuss erreichen könnten. So bleibt ihnen denn nichts übrig, als in dem englischen Soldatenlager um Nahrung

zu bitten oder elend mit ihren Kindern zu verhungern. Die Frauen, welche wohl wissen, was ihnen von den Soldaten bevorsteht, schicken dann gewöhnlich junge Mädchen von 12—15 Jahren, die zwar gross genug sind, um ihre Bitte vortragen zu können, deren zartes Alter sie aber doch nach der Ansicht der Burenfrauen vor Rohheiten schützt. Die Soldaten aber behalten diese Kinder unter irgend einem Vorwand, z. B., dass sie keinen Pass haben, im Lager und entlassen sie nicht, bevor sie nicht ruchlose Gewaltthat an ihnen ausgeübt haben. — Die armen Kinder können auch wohl nicht energisch Widerstand leisten. Der eigene Hunger zwingt sie und das Bewusstsein, dass Mutter und kleine Geschwister verhungern müssen, wenn sie ohne Nahrungsmittel zurückkehren. Ich habe viele solcher unglücklichen Mädchen selbst von 14 Jahren gesehen, die in anderen Umständen waren. Es war ein Anblick zum Steinerbarmen."

Welche Angst, welche Schmerzen, wie viel Thränen, welch ein niederschmetterndes Gefühl der Schande, unter brutaler Gewaltanwendung den eigenen Körper dem verhassten Feinde überlassen zu müssen. Welch erbärmliches Gefühl des Schimpfes, der verhaltenen Wut, von demselben Mordbrenner, der vielleicht den Vater und Bruder erschossen, der Haus und Hof niedergebrannt und alles geplündert hat, von diesem verruchten Räuber vergewaltigt und geschwängert zu sein! Und auf der anderen Seite diese bodenlose Gemeinheit, diese losgelassene ungezügelte Willkür von wilden Bestien in Menschengestalt!

Thatsache ist, dass bis jetzt etwa 35 Prozent sämtlicher Burenfrauen und Mädchen in Transvaal und Freistaat von britischen Offizieren und Soldaten vergewaltigt sind, darunter Mädchen von 10 Jahren.

Nun weist aber die englische Armee statistisch die höchste Prozentziffer an Geschlechtskranken auf. Fast die Hälfte der britischen Soldaten leidet an ekelhaften Geschlechtskrankheiten; daher denn auch die geringe Widerstandskraft und Marschleistung der britischen Truppen.

Was die Folge eines solchen erzwungenen geschlechtlichen Verkehrs mit den gesunden, kräftigen Burenfrauen und Mädchen für die Zukunft des Landes sein werden, das bleibt der Phantasie eines jeden vorurteilslosen Menschen überlassen. Krankheit, Siechtum, Durchseuchung des Volkes, eine erzeugte Verbrecherbrut! Die Haare sträuben sich vor Entsetzen, sich diesen schrecklichsten aller Schrecken weiter auszumalen.

Dazu andererseits die herrschenden Krankheiten in den Schutzlagern, die geradezu ungeheure Sterblichkeit der dort zwangsweise gehaltenen weiblichen Personen bei mangelhafter Nahrung und Pflege — ich wüsste nicht, was zu einem wirksameren Ausrottungs- und Vertilgungssystem noch erforderlich wäre. Vielleicht finden die britischen Henker noch mehr heraus, um ein kleines Volk, das tapfer in humaner heldenmütiger Weise seine Scholle verteidigt und für seine höchsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, kämpft, völlig vom Erdboden zu vertilgen.

Jedes Mutterherz wird mit Wehmut erfüllt, wenn sich die Thatsache mehr und mehr bestätigt: Die kleinen, unschuldigen Burenkinder unter zwei Jahren sind fast alle weggestorben!

Diese Nachkommenschaft der Buren ist also tot! Elend, langsam und grausam sind die Säuglinge dem Gotte Moloch bei dem wahnsinnigen Tanz um das goldene

Kalb geopfert worden. Langsam sind die kleinen zarten Wesen dahingesiecht, — langsam haben sie ihre kleine Seele ausgehaucht.

Herodes war menschlicher und heuchelte nicht, als er die Kinder zu Bethlehem ermorden liess; ein Schwertstreich — und alles war vorbei. Aber hier?

Unter dem Deckmantel der erheuchelten Nächstenliebe, unter dem Vorwande, den Schwachen und Hilflosen „Schutz“ zu verleihen, verübt das allerchristlichste Grossbritannien den grausamsten aller Morde, nämlich, langsames qualvolles Hinsiechen der schwachen Kinder, langsames Sterbenlassen in der ekelhaften, verpesteten Luft der Schutzlager.

Die fürchterlichen Schilderungen der unparteiischen Engländerin Miss Hobhouse enthüllen von den Zuständen in jenen hochgepriesenen Schutzlagern ein schauerliches Bild. Von offizieller Seite dagegen wird mit echt britischer Frechheit versichert, dass es den Weibern und Kindern unter englischem Schutz (?) in den Lagern weit besser ergeht, als sie es früher jemals gewohnt gewesen seien. Man glaubt hierdurch das Gewissen der englischen Nation mit Bezug auf den verübten beispiellosen Frevel etwas beruhigen zu können, und fast hat es den Anschein, als ob das britische Volk gegen alles Menschen- und Rechtsgefühl abgestumpft ist. Wie schändlich und gemein die Befehle und Handlungen der britischen Generäle in Süd-Afrika auch sein mögen, sie finden doch noch ihre Lobredner und Verteidiger in der Presse, auf der Kanzel und im Parlament.

Über den Zustand in jenen Zwangsheimstätten schreibt Miss Hobhouse u. a. folgendes:

„Ausserhalb der Zelte eine fürchterliche Hitze und im Innern eine Luft zum Ersticken! Wir sassen in Frau B.'s Zelt auf ihren aufgerollten Khakidecken; die Sonne brannte durch die einfache Zeltdecke, Fliegen lagen dick und schwarz überall; kein Stuhl, kein Tisch und auch kein Platz dafür; nur eine Holzkiste diente als winziger Anrichtetisch. In diesem kleinen Zelte leben Frau B.'s 5 Kinder (3 davon schon ganz erwachsen) und ein kleines Kaffernmädchen als Dienerin. Verschiedene Zelte haben mehr Bewohner. Frau P. und R. und andere erzählen ihre Lebensschicksale. Wir weinten zusammen. In nassen Nächten strömt das Wasser hernieder durch das Zelttuch, oder, wie es in jenen Gegenden so seine Gewohnheit ist, es fliesst unten herein und durchnässt die auf dem Boden liegenden Decken. Während wir dasassen, kam eine Schlange hereingekrochen; man sagte es sei eine Puffotter, sehr giftig; alle rannten hinaus und ich griff das Tier mit meinem Sonnenschirm an; ich konnte und wollte nicht, dass das Tier sich in Freiheit befinde in einer Umgebung, wo die Menschen meistens auf dem Erdboden schliefen. Nach einigem Kampfe brachte ich ihm eine Wunde bei, dann kam ein Mann und machte ihm mit einem Holzhammer vollends den Garaus.

Frau P. ist sehr tapfer und ruhig; sie hat 6 Kinder von 15 Jahren bis herab zu 2; von keinem aber weiss sie, wo es ist. Sie wurde von ihnen getrennt; ihr Mann ist auf irgend eine Art gefangen in Bloemfontein, aber er darf seine Frau nicht sehen. In etwa 3 Wochen erwartet sie ihre Entbindung, und doch muss sie auf der blossen Erde liegen, bis sie steif und wund ist; seit länger als 2 Monaten hat sie nichts zum Sitzen, sondern muss

auf einer aufgerollten Decke hocken. Ich war ganz sicher, sie würden ihr gern eine Matratze geben, daher fragte ich sie, ob sie wohl eine annehmen würde. Wie war sie dankbar, und ich ruhte nicht eher, als bis ich noch gestern eine zu ihr hinausgeschafft hatte. Alle ihre Kinderwäsche war völlig in Ordnung gewesen zu Hause in ihrem Heim, doch das ist alles verloren. — Das ist nur ein Fall, aber er ist ganz gewöhnlich unter hundert und aber hundert. Die Frauen sind bewunderungswürdig; sie weinen nur selten; niemals aber klagen sie. Die Grösse selbst ihrer Leiden, ihrer Beleidigungen, Verluste und Ängstigungen scheint sie über Thränen hinwegzuheben. Dieses Volk, das komfortable, ja luxuriöse Heimstätten besass, zwingt sich selbst zu ruhigem Dulden, um sein hartes Los noch von der besten Seite aufzufassen; nur, wenn ihnen ihr hartes Los wieder durch ihre Kinder frisch vor die Seele tritt, da brechen ihre Gefühle aus. Frau M. zum Beispiel: Sie hat 6 Kinder im Lager, alle krank, 2 in dem engen Hospital am Typhus leidend, 4 im Zelte krank. Auch sie erwartet demnächst ihre Niederkunft. Ihr Gatte ist auf Ceylon. Sie hat Mittel und würde mit Freuden für sich selbst sorgen, entweder in der Stadt oder in der Kapkolonie, wo sie Verwandte hat, oder auf ihre Farm zurückkehren. Diese ist nicht verbrannt, nur die Möbel sind zerstört; dennoch muss sie hierbleiben, um zuzusehen, wie ihre Kinder dahinwelken und dahinsiechen. Um dieser willen bat sie mit Thränen, dass sie gehen und für sich selbst sorgen dürfe."

„Manche Leute behaupten immer noch, das Lager sei ein Hafen der Glückseligkeit. Wahrhaftig, es giebt Sehende und Blinde. Ich war heute im Lager und in

einer kleinen Ecke nur fand ich folgendes: Die Pflegerin, schlecht genährt und überarbeitet, sinkt soeben auf ihr Bett, kaum fähig, sich aufrecht zu halten, nachdem sie mit einigen 30 Typhoid- und anderen Kranken soeben fertig geworden, ohne andere Hilfe als Burenmädchen ohne Vorbildung — Küche und Pflege hat sie allein zu besorgen.

Sodann holte man mich, eine Frau zu besuchen, die in der Glut keucht, eben von Geburtswehen befallen. Zum Glück habe ich ein Nachthemd in meinem Bündel, das ich ihr schenken kann, sowie 2 Kinderkleidchen.

Im nächsten Zelt haucht ein 6 Monate altes Kind auf den Knieen seiner Mutter sein Leben aus. Der Arzt hatte ihm morgens Pulver gegeben, aber es hatte seitdem keine Nahrung genommen. Noch 2 oder 3 andere Kinder schlaff und siech in demselben Zelte.

Weiter: ein Kind in der Rekonvalescenz von Masern, aus dem Hospital entlassen, ehe es zu gehen vermochte, fahl und blass auf der Erde hingestreckt, 3 oder 4 andere liegen hier und dort.

Ferner: ein 21jähriges Mädchen lag sterbend auf einer Tragbahre. Der Vater — ein grosser gutmütiger Buer — kniete neben ihr, während im nächsten Zelte seine Frau ein 6jähriges Kind bewacht; auch dieses liegt im Sterben und eines von 5 Jahren ist auch schon hinfällig. Dieses Ehepaar hat schon 3 Kinder im Hospital verloren und wollte deshalb diese nicht dorthin lassen, obwohl ich sie sehr bat, sie aus dem heissen Zelte fortzubringen. Er sagte: „Diese müssen wir selber bewachen.“ Ich schickte Branntwein zu holen und brachte dem Mädchen einen Schluck bei; zumeist aber muss man da-

stehen und zusehen, unfähig Hilfe zu leisten, weil es an allem fehlt, womit man helfen könnte.

Dann kam ein Mann und sagte: „Schwester, komm und sieh mein Kind, das schon drei Monate krank ist.“ Es war ein lieber kleiner Bengel von 4 Jahren, von dem fast nichts übrig war, als seine grossen braunen Augen und seine weissen Zähne, von denen die Lippen zurückwichen, denn sie waren zum Schliessen zu mager. Sein Körper war ausgemergelt, der kleine Kerl hatte die frische Milch entbehren müssen, aber es gab ja natürlich keine bis vor 2 Tagen, und jetzt auch geben die 50 Kühe nur 4 Eimer. Sie können sich ja vorstellen, wie die gefüttert werden.

Ich bezeichne dieses Lagersystem als eine Grausamkeit im grossen.

Niemals wird es ganz ausgelöscht im Gedächtnis des Volkes. Furchtbar lastet es auf den Kindern; sie siechen dahin in der fürchterlichen Hitze und bei der unzureichenden, ungeeigneten Nahrung. Tausende schon körperlich Unfähige sind in Lebenslagen hineingezwungen, in denen sie nicht bleiben können. Vor ihnen allen steht der offenbare Untergang. Es giebt Fälle, in denen ganze Familien getrennt und verstreut worden sind. Sie wissen nicht wohin. Ganze Dörfer, ganze Gegenden sind entvölkert, mit einem Schlage in einen fremden wüsten Platz verwandelt.“

„Diese Lager aber fortbestehen lassen ist Mord an den Kindern!

Es ist eine merkwürdige Situation, hohl und faul im innersten Kern, überall trostlose Gemeinschaften der Bevölkerung geschaffen zu haben, die man „Flüchtlinge“

nennt und von denen man sagt, man beschütze sie, die aber selbst, zwangsweis festgehaltene Kriegsgefangene, diesen Schutz verwünschen.“

„Jede Frau,“ so berichtet Miss Hobbouse, „erzählt mir ihre Geschichte, eine Geschichte, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit den andern, die schon vorausgegangen sind, monoton wirkt. Aber es ist immer interessant, die mannigfaltige Art und Weise zu beachten, mit der die verschiedenen Charaktere der grossen allgemeinen Not begegnen. Einige sind ganz verängstigt, andere wie gelähmt und ganz unfähig, ihren Verlust zu begreifen, einige in Thränen aufgelöst, andere, stumm und trockenen Auges, scheinen nur fähig, an die leere mittellose Zukunft zu denken; wieder andere glühen vor Stolz, um ihres Vaterlandes willen Gefangene zu sein.

Viele sind es müde, sich von den englischen Offizieren sagen zu lassen, sie seien „Flüchtlinge unter dem milden, wohlthätigen Schutz der Briten“. In den meisten Fällen hat nicht einmal der Vorwand bestanden, dass Verrat geübt, dass Schiessbedarf verborgen oder Speise den Buren geliefert worden sei, oder sonst ähnliches. Es war eben der Befehl ergangen, das Land zu räumen.“

„Ein schreckliches Unheil ist gerade jetzt der Tau. Er fällt so schwer, dringt ohne weiteres durch die einfache Zeltleinwand und durchnässt alles. Die Nacht, die ich in Norvals Pont schlief, erfuhr ich es an mir selbst. Obwohl in einem Zelt mit doppelter Zeltdecke liegend, waren alle meine Kleider durchfeuchtet; die Leute müssen ihre Kleider tagtäglich nass anziehen. Den ganzen Morgen sind die Lagerwege mit den Decken und

anderen Habseligkeiten angefüllt, die regelmässig hinausgelegt werden, um in der Sonne zu trocknen. Der Arzt sagte mir heute, er hielte die Zelte für die kleinen Kinder für höchst verderblich und erwarte bis zum Juni eine hohe Sterblichkeit unter ihnen."

„Den ganzen Nachmittag über wurde ich durch einen Regenguss in Frau L.'s Zelte festgehalten. Der halbe Zeltboden war eine Regenpfütze, die der Kaffernjunge vergeblich auszuschöpfen suchte. Zwei Bütten fingen den Guss vom Zelteingange auf. Ringsumher und von oben troff es herab und bildete Pfützen auf den Betten und den Matten, während wir zusammengekauert dasassen — 2 Kaffern, 5 Kinder, Frau L. und ich selbst in der dampfenden Atmosphäre, bis mir anfing, übel zu werden, wie es mir in den Zelten meist ergeht. Wenn es nachts regnet, was es oft thut, strömt es die ganze Nacht herab, und es bilden sich kleine Seen auf dem Boden. Kein Wunder, dass die Kinder dahinsiechen und sterben. Das Zelttuch scheint so sehr dünn und jämmerlich."

Die Sterblichkeitsziffern sind natürlich ungeheuer; sie reden eine ernste Sprache.

Während im Monat Juni die Sterblichkeit unter den Kindern in sämtlichen Lagern durchschnittlich 335 auf das Tausend betrug, stieg diese Ziffer in den ersten 14 Tagen des Monats Juli auf 393,6 pro Tausend, also mehr wie ein Drittel in einem Monat!

In einem Lager starben während des genannten Zeitraumes nicht weniger als 196 Frauen und Kinder.

Von den 3000 Kindern jeden Alters, die im Lager zu Potchefstroom eingeschlossen sind, starben vom 1.—7. Juli dieses Jahres an Masern 95 und vom 8.—14. Juli

105, das macht etwa 66 Prozent = zwei Drittel in zwei Wochen. In sämtlichen Lagern starben im Monat Dezember 1901 nicht weniger wie 1767 Kinder.

An der Hand solcher erschreckenden Zahlen lässt sich feststellen, dass, wenn dieser scheussliche Kindermord im grossen so weiter betrieben wird, in Jahresfrist keine Nachkommen der Buren mehr vorhanden sein werden.

Ein grausames System, dieses gewaltsame Lagerleben, das demoralisierend auf alle, namentlich auf die Jugend wirkt.

Indessen auch die allgemeine Sterblichkeit ist ungeheuer. Für das Lager von Bloemfontein z. B. betrug sie 383, in dem Lager zu Springfontein 178 pro Tausend und pro Jahr. Nach amtlichen Berichten befanden sich in allen Schutzlagern im Dezember 1901: 117 017 weisse Personen, und von diesen starben nur in dem einen genannten Monat 2380!!!

Für Deutschland dagegen ist die durchschnittliche Sterblichkeit eine ganz andere. Da kommen auf 1000 Köpfe der mittleren Bevölkerung durchschnittlich 28,1 Todesfälle.

Welch gewaltiger Unterschied!

Bestialisch grausam wäre Englands Handlungsweise, wenn sich die Gerüchte bestätigen würden, zufolge deren die grosse Sterblichkeit der Buren in den Konzentrationslagern keineswegs auf die bestehenden Verhältnisse allein oder auf reine Zufälligkeiten zurückzuführen sei.

„Es starben nämlich von 7840 in Lagern eingepferchten Buren allein während des Monats Juni 777 Personen, während von den 23 489 Kaffern nur 5 inneren Krankheiten erlagen. Daher ist der Verdacht nicht von

der Hand zu weisen, dass die Engländer die Sterblichkeit unter der gefangenen Burenbevölkerung mit Vorbedacht und mit teuflischen Mitteln herbeiführen und fördern, um das Burenvolk gänzlich auszurotten. Es wird ja schwer sein, festzustellen, ob sich dieser furchtbare Verdacht auf Thatsachen gründet. Unter allen Umständen aber erscheint der Wunsch berechtigt, dass sämtliche Kulturstaaten diese Frage zum Gegenstande einer genauen Nachprüfung machen." *)

„Ist jemals seit alttestamentlichen Tagen eine ganze Nation in Gefangenschaft geschleppt worden?"

Grossbritannien begeht in unserer hochkultivierten Zeit das fluchwürdigste aller Verbrechen:

Mit Feuer und Schwert verwüstet es ein blühendes Land, unter Bajonetten und Kanonen lässt es die Männer verbluten und gleichzeitig mordet es durch Folterqualen und Hungernlassen planmässig Frauen und Kinder, durchseucht durch Krankheit und Verbrechen Mütter und Töchter physisch und moralisch. Es ist die grauenhafte Vertilgung eines ganzen Volkes „ad majorem Britanniae gloriam."

---

*) Der in Irene neu ernannte englische Arzt hat offen geäussert: „Man solle allen Buren-Gefangenen den Bazillus der Beulenpest einimpfen!" Irgend welche Sorgfalt und Hilfe bei Krankheiten kann von solchem Scheusal doch kaum erwartet werden. Jener Arzt — und mit ihm viele andere — wird sich ganz bestimmt um die Ausrottung der Burenfamilien mehr Verdienste erwerben, als um deren Erhaltung!

(Vergl. Alldeutsche Blätter, 1901 p. 435.)



VIII.

Aufhebung des Rechtszustandes. Bruch des Völkerrechts. Die Folgen.

Man sagt, es giebt ein Recht. Auf Schulen und Universitäten dociert man mit hochwichtiger Miene über Recht und Rechtswissenschaft, während von den Kanzeln herab von einem ewigen Recht und der göttlichen Gerechtigkeit gepredigt wird.

Es giebt ein Völkerrecht; es giebt eine Genfer Konvention und es tagte eine Friedenskonferenz im Haag.

Die ganze Welt weiss dies und brüstet sich damit als Beweis für den unaufhaltsamen Fortschritt unserer hochkultivierten Zeit.

Wir selbst leben im Zeitalter der Zivilisation und Humanität und schauen stolz, ja oft mit Entrüstung zurück auf die Jahrhunderte, in denen Rechtslosigkeit, Sklaverei und Willkür der rohen Barbaren geherrscht hat.

Und doch, trotz alledem, trotz aller bestehenden und anerkannten Rechtssatzungen und Verträge, zum Hohn aller gesitteten Nationen führt Grossbritannien einen barbarischen Krieg. Das, was dort in Süd-Afrika eine goldhungrige Spekulantenbande mit ihren gedungenen

Söldnerhorden vollbringt, ist kein Krieg mehr; das ist ein systematisches Abschlachten, ein Hinmorden und qualvolles Sterbenlassen. Wenn die Felsen Afrikas weinen könnten, sie würden blutige Thränen vergiessen ob all der Greuelthaten, ob all des erzeugten Jammers und Elends.

„Aber," so lauteten die Worte eines Engländers, „wir sind zu reich, um uns um Moral zu kümmern, wir sind stark und mächtig, wir können thun, was uns gefällt und es giebt ja keine Verdammnis, die uns erwartet."

Da liegt eben der Schwerpunkt: „wir können thun, was wir wollen!"

Das grelle Missverhältnis zwischen dem Überschuss an materieller und dem Mangel an moralischer Kraft ist das Unglück Englands, das darum der antiken Welt, als diese dem Untergang nahe war, immer ähnlicher wird. Daher die Verrohung der Massen, die Verwilderung aller, die Wahnsinnigkeit des Luxus, die Widernatur der Ausschweifungen und Laster!

Grossbritannien thut eben, was ihm beliebt. Vor den Augen der ganzen Welt begeht es hohnlachend Greuel und Frevel, die einem das Blut in den Adern erstarren machen. Und nichts, rein nichts geschieht, diesem Wüten Einhalt zu thun.

Auf der einen Seite höchste Anspannung aller Kräfte zu einem teuflischen Vernichtungswerk, auf der anderen Seite ruhiges Zuschauen und Gewährenlassen, ein passives Verhalten, das seinesgleichen sucht, ebenso wie jenes aktive.

Über einige wenig authentische Sittlichkeitsvergehen in China oder einige Mordthaten in Macedonien oder

Armenien gerät die zivilisierte Kulturwelt in hysterische Krämpfe, und hier bei dem Massenmorde und tausenden von Schändlichkeiten in Süd-Afrika — merkwürdig, da bleibt alles ruhig!

Was aber wird die Folge sein?

Angesichts der von einer Grossmacht befohlenen und sanktionierten Verbrechen, angesichts der Thatsache, dass all diese Schändlichkeiten öffentlich und absolut ungehindert begangen werden, muss doch allmählich bei allen Völkern ein Zweifel am Überlieferten und Bestehenden aufkeimen. Man wird und muss anfangen zu zweifeln an einer waltenden Gerechtigkeit und einem Recht, das uns zu beobachten Schule und Kirche gelehrt haben.

Durch den unerhörten Bruch des Völkerrechts, den das hochzivilisierte England ungehemmt begeht, muss man zu dem Schluss kommen, das internationale Recht hat überhaupt zu existieren aufgehört!

Das aber ist eine bitterböse Saat! Wehe, wenn sie Früchte trägt! Mit Zweifeln und Verneinen fängt man an und hört auf mit dem Rütteln am Bestehenden, an den Säulen des Staats, der Gesellschaft, der Familie! Und wehe, wenn jene faul und zerfressen sind, sodass sie nicht standhalten können! Krachend brechen sie zusammen und begraben unter ihren Trümmern Schlechte und Gute, Böse und Fromme.

Jedenfalls haben der Begriff des Rechts und die Anschauung der Völker über Recht und Gerechtigkeit durch diesen Raubkrieg eine erhebliche Wandlung erfahren.

Der langsam durch Gesetze und Verträge geschaffene Rechtszustand ist verloren gegangen; an Stelle des von

allen Staaten geschützten internationalen Rechts ist das Faustrecht getreten, also ein Urzustand, wie bei unseren Vorvätern, als sie noch in Fellen durch die Urwälder zogen.

Jeder kann also thun, was er will. Was der eine für Recht hält, betrachtet der andere als Unrecht, und was England heute bombastisch als sein gutes Recht proklamiert, ist in den Augen aller anderen Völker ein himmelschreiendes Unrecht.

Und doch ist bisher noch von keinem einzigen Staate gegen dieses willkürliche Vorgehen Grossbritanniens irgend wie Verwahrung eingelegt, mit anderen Worten: die dort geübte Praxis ist als zu Recht bestehend gebilligt! Morden, Rauben, Brennen und Sengen, die grauenhafte Arbeit von Henkersknechten und Mädchenschändern wird als zu Recht bestehend anerkannt. Das Verbrechen im grossen Stil wird gutgeheissen.

Alle Bande der Zucht und Ordnung werden dadurch gelöst und man muss nach und nach zur Überzeugung kommen, „dass dieses Jammerthal nur eine Bühne ist, worauf Schurken und Narren das Drama agieren, welches Weltgeschichte genannt wird.“ (Scherr).

Wir haben allen Grund, vor den Folgen einer solchen stillschweigend anerkannten Praxis zu zittern. Abgesehen von allen anderen Konsequenzen im Privat-, Gesellschafts- und Staatsleben, auf die ich hier nicht näher eingehen will, möchte ich nur darauf hinweisen, dass der Krieg seine Urform wieder angenommen hat. Er ist zu einem Raubkrieg geworden, zu einem Rassen- und Ausrottungskrieg, in welchem die Kriegführenden die durch unsere Humanität gebotene Schonung oder Milderung des

Geschickes von Tausenden von Unglücklichen nicht kennen wollen.

„Wir müssen erwarten“ so sagt ein englischer Offizier „dass bald eine unter den Nationen ausgewählt wird, um als Werkzeug Gottes die Heimstätten Englands zu verwüsten, unsere Paläste niederzureissen, unsere Häuser niederzubrennen, und dass mitten in den Ruinen und Trümmern unserer Städte, unsere Frauen und Töchter der Schande und dem Elend preisgegeben werden.“

Dieses dunkle Vorgefühl der drohenden Gefahr ist nicht unbegründet und das im Geiste vorgestellte Bild des Schreckens ist keineswegs zu düster gemalt. Es entspricht naturgemäss dem entsetzlichen Zustande blutiger Willkür und wilder Zügellosigkeit, den britische Selbstsucht und Habgier in Süd-Afrika thatsächlich hat schaffen können, während alle anderen Grossmächte und Staaten den Frevelthaten ruhig, ja, fast billigend, zuschauten.

Hierdurch aber ist die Kriegsführung Englands dort in Süd-Afrika gleichsam zum internationalen Recht erhoben worden.

Wir wissen nun also, was wir im Falle eines Krieges von unseren Gegnern zu erwarten haben.

Die Armeen werden zunächst suchen, sich gegenseitig mit den furchtbarsten Mitteln nicht nur kampfunfähig zu machen, sondern zu vernichten. Lydditbomben, Dum-Dum-Geschosse, Dynamitpatronen etc. sind nicht mehr unstatthaft, sondern geboten (thatsächlich haben die englischen Verstärkungen für Süd-Afrika als Ausrüstung Dum-Dum-Kugeln und Hohlspitzengeschosse.) —

Verwundete und Gefangene darf es nicht mehr geben,

die sind unnötiger Ballast. Daher wird man sie auf irgend welche Weise beseitigen: massakrieren, verhungern lassen oder nach ungesunden Gegenden deportieren, wo sie durch allerhand Krankheit, Typhus, Fieber oder sonst wie allmählich dahinsiechen. Je früher desto besser.

Die bisher als neutral betrachteten und zur Linderung der Leiden von armen Verwundeten oder Kranken mitgeführten Ärzte und Ambulanzen werden als Mitkämpfer angesehen.

Sie werden angegriffen, vernichtet oder gefangen genommen.

Die überall anerkannten Grundsätze des „Roten Kreuzes" werden ignoriert. Die weisse Flagge und diejenige des „Roten Kreuzes" bleiben unberücksichtigt.

Die Anerkennung und der Schutz von Privateigentum hören auf. Infolgedessen werden sämtliche Wohnhäuser, alle Lebens- und Erwerbsmittel zerstört, um so mehr, wenn ein Angehöriger oder Verwandter der betr. Bewohner sich bei der Armee befindet. Da in Europa fast alle Länder allgemeine Dienstpflicht eingeführt haben, so bedeutet dies das Niederbrennen und Zerstören sämtlicher Wohnstätten, aller Gehöfte, Dörfer und Städte!

Alles Vieh wird als Kriegsbeute betrachtet und meistbietend mit anderen „geplünderten" Gegenständen zu Gunsten der beutemachenden Soldaten und der Staatskasse verkauft.

Alle Frauen und Kinder werden als „Kriegsgefangene" angesehen. Sie werden zu Tausenden in besondern „Lagern" interniert und stehen hier unter Aufsicht von Soldaten. Nahrung und Pflege dieser Ge-

fangenen sind so bemessen, dass in kurzer Zeit ein Aussterben der jüngeren Generation herbeigeführt wird.

Offiziere und Mannschaften dürfen die völlig in ihre Macht gegebenen weiblichen Personen zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes gebrauchen und sogar Kinder schänden.

Jedes Verbrechen, Raub, Mord und Totschlag, kurz alles ist erlaubt, wenn es eben nur zur sofortigen oder allmählichen totalen Vernichtung des Gegners und seines Volkes dient.

Hauptsache bleibt immer: Vertilgen, Ausrotten mit Stumpf und Stiel!

So ungefähr sieht die Kriegsführung aus, die uns das humane England in Südafrika gelehrt hat. Es ist keine Übertreibung, sondern lediglich das Ergebnis von Thatsachen, welche die Staaten durch stillschweigende Zustimmung, scheinbar wenigstens, anerkennen.

Zu was wurde denn die Genfer Konvention geschlossen? zu was tagte die Haager Konferenz? Ist das alles nur eine Komödie, eine Farce, die Grossbritannien in schamloser Weise benutzt, um in höhnender Verachtung der unterzeichneten Bestimmungen auch allen anderen Völkern und Staaten seine grenzenlose Verachtung auszudrücken?

Indessen sollte England nie vergessen, dass es bei seiner ewigen Prahlerei mit seiner Stärke doch noch niemals den Mut des Starken gegenüber dem Starken gezeigt hat!

Nur kleine schwache Nationen oder Stämme sind es gewesen, an denen es seine Überlegenheit erprobt hat; nur Schwache, Hilflose hat Grossbritannien

den Ruhm vernichtet und zu Boden getreten zu haben.

Bei mächtigen Völkern als Gegner war es feige, hinterlistig und benutzte die gemeinsten Mittel seiner Politik, um zum Vorteil zu gelangen.

Leider, leider ist es wahr, dass Frankreich und Deutschland, ohne es zu ahnen, Jahrhunderte hindurch gewissermassen Handlangerdienste für das perfide England geleistet haben.

Hoffentlich wird das nun anders! Nicht nur Deutschland und Frankreich, nein, den Völkern des ganzen Kontinents sind durch diesen schändlichsten der Raubkriege, den Grossbritannien je geführt hat, die Augen geöffnet worden.

Oder sind etwa die Segnungen, die England mit seiner Kultur und Zivilisation zu bringen sich berufen fühlt, wirklich so gross, dass man sich danach sehnt?

Man schaue sich doch mal die Länder an, die bereits die Ehre gehabt haben, jene menschenfreundlichen Wohlthaten zu geniessen!

Missbrauch des Rechts und Auspressung waren die Ursache, dass seiner Zeit die dreizehn amerikanischen Kolonien das Joch des englischen Mutterlandes abwarfen.

Kanada, obwohl unter gleichen Umständen, that es nicht. Und hat man jemals etwas Hervorragendes von dort gehört? Von irgend einem kanadischen Staatsmann oder Feldherrn oder sonst etwas auf dem Gebiet der Wissenschaft und Litteratur, wie in Nordamerika? Nein, wenig oder gar nichts.

Einstmals waren Barbados und Jamaica wichtige

Kolonien mit einem mächtigen Handel. Heute könnten sie beinahe von der Karte gestrichen werden.

Und was ist aus Irland geworden?

In früheren Jahrhunderten, als es selbständig war, blühten dort Wissenschaft und Kunst; auf Irlands gelehrten Schulen wurden Prediger und Redner herangebildet, welche die Heiden des Kontinents zum Christentum bekehrten. Heute, unter englischer Herrschaft, ist es ein Land der „Sümpfe und Spelunken" geworden, ein Land des Verfalls und des Jammers, ohne Ehrgeiz, ohne Kraft.

Nun aber gar das einst so hochkultivierte, märchenhaft reiche Indien! Unter der nimmersatten britischen Beamtenpresse sind seine Bewohner, gedrückt und ausgesogen, heute darauf angewiesen, Opium zu erzeugen, damit England allmählich die Chinesen zu Grunde richten kann, während die Indier selbst aus Mangel am nötigsten Brodstoff zu Tausenden Hungers sterben.

Ähnlich steht es mit dem Pharaonenland, Ägypten.

Was hat es ihnen allen genutzt, Teile eines Reiches zu werden, das nichts anderes kennt, als die Welt auszupressen und auszusaugen!

Durch die angemasste Protektorrolle ist es ja England zeitweilig gelungen, auf die übrige Welt verblüffend zu wirken. Aber jene Rolle war nur eine gleissnerische Maske, um die öffentliche Meinung zu bethören und ganz andere, weniger reine Motive zu verbergen. Ja, bei näherem Zusehen, hat sich immer noch das, was als Humanität und Christenliebe der Menge vorgegaukelt wurde, ins vollständige Gegenteil verkehrt.

Die Gegenwart kann aus dem Beispiel der Ver-

gangenheit lernen. Die Völker des Kontinents wissen nun, was ihnen bevorsteht und werden sich bei Zeiten vorsehen. Sie werden sich zusammenschliessen gegen eine Nation bezw. Regierung, die dem Treu- und Wortbruch, der Gewaltthätigkeit und dem Verbrechen einen Freibrief ausstellt.

Und wie heute schon im Privatleben jeder Einzelne im Volk auf dem europäischen Festlande den Briten mit Hass und Abscheu betrachtet und auf jeden Engländer mit den Fingern zeigt: „Das ist ein Mordbrenner und Mädchenschänder!“ so wird es auch allmählich im Staatsleben, in der Politik werden. „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.“



IX.

Grossbritanniens Niedergang. Deutschlands Interesse. Das Burenvolk ein niederdeutscher Stamm. Die Vereinigten Staaten Süd-Afrikas.

Der alte Seher aus dem Sachsenwalde hat doch Recht gehabt, als er vor Jahren einst den prophetischen Ausspruch that: „Afrika ist der Nagel zum Sarge Englands.“

Das britische Reich ist von Korruption durchfressen; es befindet sich im Niedergang. Das hat der Burenkrieg mit erschreckender Deutlichkeit dargethan. Indessen, es giebt auch noch andere Beweise dafür, dass das Inselreich wirklich schon „hinabgeglitten ist auf jenen abschüssigen Weg, den einstmals Carthago und Holland gegangen sind.“

Ein Niedergang der englischen Macht hat sich schon seit Jahren vorbereitet. Unter anderem zeigt dies der Rückgang der Bevölkerungszahl. So hatte z. B. 1841 Irland mehr als 8 Millionen Einwohner, dagegen heute, dank der humanen segensreichen englischen Verwaltung nur $4^1/_2$ Millionen.

In den schottischen Hochländern sinkt die Zahl der Bevölkerung ständig. Die sogenannten „hochländischen" Regimenter bestehen heute zum nicht geringen Teil aus Soldaten, die den englischen Städten entstammen. Daher denn auch die militärische Unzulänglichkeit Englands. Vorbei sind die Zeiten, in denen die Schotten und Irländer den Kern der britischen Infanterie bildeten.

Ein anderes zu Tage tretendes Symptom ist der Rückgang der Landwirtschaft, die Einschränkung des Ackerbaues wie im alten Rom. So sind z. B. seit 1870 in England $2^1/_2$ Millionen Morgen, die früher Ackerland waren, in Weideland umgewandelt worden oder liegen brach. Seit demselben Jahre ist der Anbau von Weizen von 36 890 000 Morgen auf etwa die Hälfte, 18 450 000 Morgen zurückgegangen.

Industrie und Handel allein können nicht glücklich machen. Aber auch damit ist es nicht mehr so wie früher, und speziell hinsichtlich Süd-Afrikas hat sich seit einigen Jahren eine erhebliche Änderung zu Ungunsten Englands erwiesen.

Gelegentlich einer Parlamentssitzung äusserte einst ein englischer Lord: „Nicht mal ein Hufnagel darf in den Kolonien angefertigt werden."

Hiermit war der Grundsatz der echt kaufmännischen, rücksichtslosen Handelspolitik Grossbritanniens gekennzeichnet, nämlich, die Welt und die eigenen Kolonien ausschliesslich mit den heimischen Fabrikaten und Industrieerzeugnissen zu füttern, eine selbständige Industrie in den Kolonien zu ersticken und dadurch den Gewinn dem Mutterlande allein zukommen zu lassen.

Nach Süd-Afrika allein wurden von England und seinen Besitzungen
1895 für mehr als 264 Millionen Mark Waren eingeführt,
1896 für etwa 350 und
1897 für etwa 364 Millionen Mark.

Was von anderen Ländern importiert worden ist, belief sich in jenen Jahren nur auf ca. 50 bezw. 113 bezw. 117 Millionen Mark. Der britische Handel hat beständig zugenommen, indessen im letzten Jahre erheblich weniger als vorher, was der Vermehrung des Imports von anderen Ländern zugeschrieben werden muss.

Dass hierbei Deutschland eine hervorragende Rolle spielt, unterliegt bei dem immensen Aufschwung seiner Industrie wohl keinem Zweifel, und wie für Süd-Afrika, so kommt es auch in Betracht für Transvaal.

Wenn Grossbritannien auch noch immer an der Spitze der Länder steht, welche Süd-Afrika mit Industrie-Erzeugnissen versorgen, so darf man sich doch nicht der Erkenntnis verschliessen, dass sein Prestige in dieser Hinsicht zu wanken begonnen hat.

Im Jahre 1892 z. B. überstieg Englands Beteiligung am Einfuhrhandel nach Süd-Afrika 200 Millionen Mark.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika lieferten Güter im Werte von 8 Millionen Mark und Deutschlands Anteil betrug damals nur die geringe Summe von ca. 4 Millionen Mark.

Während des Jahres 1897 dagegen importierte Grossbritannien nach Süd-Afrika Waren im Werte von mehr als 364 Millionen Mark, also nur etwa drei Viertel mehr als 1892. Andererseits aber kaufte Süd-Afrika von Nord-Amerika im Jahre 1897 fünf mal so viel als 1892,

nämlich für ca. 45 Millionen Mark und Deutschland hat seinen diesbezüglichen Handel im genannten Zeitraum nahezu vervierfacht. Frankreich, das früher nur mit 620 000 Mark figurierte, erscheint jetzt fast mit dreimal so viel.

Jene Zahlen beweisen nicht nur, dass die Konkurrenz auf dem Süd-Afrikanischen Markte bedeutend zugenommen hat, sie lassen auch deutlich erkennen, dass die neu aufgetretenen Wettbewerber stark und kräftig sind und bei einiger Geschicklichkeit wohl geeignet sein werden, das einstige Monopol John Bulls allmählich aber erfolgreich auch dort zu brechen.

In dieser Hinsicht war Süd-Afrika der wunde Punkt. Grossbritannien sah das Verhängnis herannahen. Anstatt der Entwickelung der Dinge ihren ruhigen Lauf zu lassen, wurde durch einen freventlich heraufbeschworenen Krieg, in Erkennung der drohenden Gefahr, der ganzen Sachlage eine andere Wendung gegeben, und da wird es nun heissen: entweder alles oder gar nichts.

Was nun speziell Deutschland angeht, so sind deutsche Interessen in Transvaal und in Süd-Afrika grösser als man für gewöhnlich glaubt.

Um nur eins anzuführen:

In Transvaals Goldbergwerken arbeiteten vor Beginn des Krieges etwa 3000 Millionen Mark an europäischem Kapital. An diesem Betrage sind beteiligt

Frankreich mit ca. 1500 Millionen Mark
Deutschland „ „ 900 „ „
und England nur mit 600 „ „

Ausserdem aber arbeiten in Transvaal ganz ausserordentlich hohe deutsche Kapitalien in Handels- und Bankgeschäften.

Deutschland war auf dem besten Wege nicht nur in Transvaal, sondern in ganz Süd-Afrika festen Fuss zu fassen. Deutsche Arbeit, deutsche Ware, namentlich Maschinen waren gesucht; deutsche Arbeiter und Handwerker waren geschätzt.

Dann darf nicht unbeachtet bleiben: Süd-Afrika und Transvaal sind noch junge in der Entwickelung begriffene Länder. Die Bedürfnisse steigen dort von Jahr zu Jahr in einer kaum geahnten Weise. Dem deutschen Handel, der deutschen Industrie wäre ein reiches Feld eröffnet worden.

Der verhältnismässig wenig entwickelte Ackerbau, die eigentlich erst in den letzten Jahren mehr zu Geltung kommenden Gewerbe, das Fehlen grösserer selbständiger Industriezweige, mit Ausnahme natürlich der Goldindustrie, dann aber vor allen Dingen das rapide Anwachsen der Bevölkerung durch die schnelle Zunahme der Einwanderung seit Anfang der neunziger Jahre: sie alle mussten notwendig dazu führen, die Nachfrage nach Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen zu erhöhen und den Import dieser Sachen vom Auslande her von Jahr zu Jahr zu vermehren.

So betrug z. B. der Wert aller nach Transvaal eingeführten Güter

	im Jahre	1883	nur ca.	7	Millionen	Mark
	„ „	1890	aber schon	73	„	„
	„ „	1895		196	„	„
und	„ „	1897	sogar	271	„	„

Das war vor dem Kriege. Wie jene Ziffern steigen werden, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, dass jetzt alles, aber auch alles darniederliegt.

Angeblich sind drei Viertel sämtlicher Farmen in Flammen aufgegangen; seit anderthalb Jahren ist kein Acker bestellt, kein Feld bebaut. Das, was vorhanden war, ist zerstört und verwüstet. Die Herden sind fortgetrieben. Die Vorräte längst aufgezehrt.

Nach Beendigung des Krieges muss ja alles eigentlich erneut werden. Die Neubauten oder Reparaturen von Eisenbahnen, Brücken, von Häusern und Wohnungen, der Bedarf an Kleidungsstücken, die notwendige Zufuhr von Lebensmitteln (wenigstens in der ersten Zeit), dazu die Vermehrung der Bevölkerung durch ein dann sicher erfolgendes Wachsen des Einwanderungsstromes: alles das sind Faktoren, die dem Handel und der Industrie eine grossartige Aussicht bieten. Es entsteht nur die Frage, wem der Hauptanteil hierbei zufallen wird. Mit dem Vernichten der Burenrepubliken auf keinen Fall Deutschland. England wird da das Nötige schon besorgen; es bleibt für uns der Zwischenhändler, der den gewaltigen Profit in die Tasche steckt, während wir mit dem geringen Lohn als Fabrikarbeiter abgefunden werden. „Made in Germany."

Ohne Zweifel bildet Transvaal ein vorzügliches Absatzgebiet; das war es und wird es wieder werden, und es hat sich wohl der Mühe gelohnt, sich dort einen Markt für die Produkte der heimischen Industrie zu sichern. Auch wenn der Löwengewinn von denen, die zuerst gekommen sind, schon weggeholt ist, so ist es doch noch nicht zu spät, zu einem Wettkampf in die Schranken zu treten.

England selbst fängt an, einzusehen, dass Deutschlands Konkurrenz auf dem Weltmarkt mächtig erstarkt.

England wird sich seiner Fehler resp. derjenigen seiner Fabrikanten allmählich bewusst. Bei dem früheren Monopol, das es sich auf dem Gebiet des Welthandels erworben hatte, wurden die häufigen Klagen der Konsumenten gleichgültig überhört, wie z. B. über sorglose Ausführung der gegebenen Aufträge, langes Wartenlassen, ungenügende Verpackung für den überseeischen Versand, sodass die Sachen zerbrochen oder stark beschädigt am Bestimmungsorte ankamen, und dergl. mehr. Durch den Nachteil aber, den ein anderer Staat durch seine Fehler erleidet, kann Deutschland nur lernen, nota bene, wenn es will, und es kann aus fremden Erfahrungen seinen Vorteil ziehen.

Wenn auch später mal von England Gleichberechtigung und gleiche Behandlung für alle proklamiert werden sollte: das wird nur auf dem Papier stehen, das sind nur gleissnerische Worte eines Lügners. In Wirklichkeit wird es ganz anders sein. Da wird, wie gewöhnlich, unter der englischen Hochflut jedes andere Element nicht nur in den Hintergrund gedrängt, sondern direkt an die Wand gequetscht werden.

Grossbritannien hat schon so unzählige Male sein gegebenes und beschworenes Wort gebrochen, dass es geradezu Thorheit wäre, seinen Versicherungen und Versprechungen zu glauben. Der letzte Burenkrieg ist nur ein warnendes Beispiel von tausenden. Videant consules!

Namentlich uns Deutschen gegenüber wird der Brite den alten Hass und die gewohnte Verachtung bewahren. Er weiss nur zu wohl, der Deutsche ist, ausser dem Amerikaner, sein grösster Konkurrent.

Wo England nur immer kann, wird es deutsche

Interessen schädigen. Überall zeigt die Geschichte die hinterlistigen, scheinheiligen Machenschaften der englischen Politik gegen das Aufflammen deutscher Begeisterung. Das ewige Drohen mit der englischen Flotte, das geheime Verhetzen der europäischen Staaten, das perfide Stiften von Zwietracht, das unbefugte Hineinmischen in deutsche Angelegenheiten, das bekannte Gewerbe Englands, fremde Staaten mit Revolution zu bedrohen, wahrlich, das alles hat uns schon genug an Demütigungen, Beschämungen und Nachteilen gebracht. „Diese Momente der Geschichte zeigen am deutlichsten, wie gefährlich der englische Einfluss ist, auch wenn er uns mit menschenfreundlichen Worten naht. Denn gerade in der deutschen Empfänglichkeit für englischen Rat liegt die grösste Gefahr."*)

Zu jener Hinterlist und Heuchelei gesellt sich dann die Roheit und Brutalität des masslosen Dünkels der Nation, die sich selbst als die erste, die auserwählte betrachtet.

England hat stets gegen uns Partei ergriffen und uns Gefahr und Schmach bereitet. Wir Deutsche dort draussen haben leider oft genug Gelegenheit gehabt, das kennen zu lernen. Wir wissen, was der Brite vom Deutschen hält, wie er ihn im Grunde seines Herzens hasst und verachtet. Er hasst ihn, weil er ihn fürchtet; er verachtet ihn, weil er seine Schwächen und Mängel kennt.

„Er ist ja nur ein Deutscher," diese geringschätzende, höhnende Äusserung hat man oft genug hören müssen.

---

*) Du Moulin-Eckart, Englands Politik und die Mächte. München 1901. J. F. Lehmanns Verlag. p. 77.

Nur wenn so ein frecher Halunke die deutsche Faust auf seinem Maulwerk spürte, dass er ein paar Zähne spuckte, dann kam er gekrochen wie ein Hund und bat um Verzeihung und bot seine Freundschaft an: „old fellow, come, let us have a drink!“ Nur dann war alles gut.

Das ist die einzige Manier, den Briten und die ganze britische Nation zu behandeln! Nur nichts gefallen lassen und sich ängstlich oder schwächlich zeigen!

Schon im September 1900 wurde beim Gouverneur der Kapkolonie S. Milner, eine Petition eingereicht, alle Ausländer, namentlich aber die Deutschen, durch die Militärbehörden abschieben zu lassen, um Platz für „Greater Britain“ zu bekommen.

Bereits vor dem Kriege ist vielen deutschen Geschäftsleuten der Boykott angedroht worden. Dass aber nach dem Kriege die deutschen Unterthanen in eine noch viel schlimmere Lage geraten, als vorher, ist als sicher anzunehmen.

Nimmt man hierzu das beständige Hetzen der englischen Presse gegen alles, was Deutsch ist, das fortgesetzte Schimpfen und Verhöhnen, Schmähen und Lästern in den Tagesblättern und selbst im Parlament, dann kann man dem Deutschen seinen Stossseufzer nicht verargen: „Herrgott, beschütze mich vor diesen Freunden!“ Es giebt politische Gründe in Hülle und Fülle, die uns wahrlich diese Freundschaft — wenn übrigens jemals eine solche bestanden hat — gründlich verekeln können.

Gott sei Dank hat der schamlose Raubzug Englands gegen die Buren in dieser Hinsicht bei dem Volke seine Wirkung nicht verfehlt. Das deutsche Volk weiss, dass mit dem Vernichten der beiden Burenstaaten thatsächlich

ein Bollwerk des Deutschtums verloren geht, eine Basis, auf welcher deutsche Interessen allmählich hätten aufkeimen und erstarken können, gegenüber den polypenartig aufsaugenden Einflüssen Englands.

Das deutsche Volk fühlt instinktiv die drohende Gefahr für die deutschen Besitzungen in Afrika.

Mit Wehmut sieht das deutsche Volk das heldenhafte Ringen seiner niederdeutschen Stammesbrüder gegen die Übermacht des verhassten Grossbritanniens.

Und wenn sonst immer soviel von Stammesverwandtschaft und Zusammengehörigkeit und von der bindenden Kette der Verwandtschaft und Freundschaft und mehr dergleichen hochtönenden Sachen gesprochen wird, warum nicht hier bei den Buren, die wir doch mit Fug und Recht als unseren Bruderstamm bezeichnen können?

Der greise Präsident Krüger hat gelegentlich seines letzten Besuches in Frankreich den Ausspruch gethan:

„Die Buren setzen sich zusammen aus Holländern, Deutschen und Franzosen.“

Von der Presse wurde diese Äusserung damals verschiedenartig aufgefasst und besprochen. Thatsache ist, dass hiermit von einem echten Vertreter des Burenvolkes seit langer Zeit zum erstenmale wieder die deutsche Stammesverwandtschaft in Erinnerung gebracht worden ist. Und wie das Oberhaupt des Transvaalstaates selbst, so weist auch jeder Buer gern mit Stolz auf die Zusammengehörigkeit mit der deutschen Nation hin.

Bezeichnungen wie: „Kapholländer“ u. dergl., die man jetzt so häufig zu lesen und zu hören bekommt, ohne über die Bedeutung des Wortes auch nur einigermassen im klaren zu sein, sind unrichtig.

Die Folge davon ist, dass dies gerade jetzt bei der Beurteilung der politischen Verhältnisse in Süd-Afrika zu falschen Vorstellungen Veranlassung geben muss und thatsächlich gegeben hat.

„Kapholländer“ z. B. ist einfach der Buer aus der Kapkolonie, weiter nichts. Dass dieser nun gerade von Holländern abstammen soll, ist völlig verkehrt, ebenso wenn man sagen würde, der Buer aus Transvaal oder dem Freistaate oder aus Natal sei durchweg Niederländer. Jedenfalls wird überall die unrichtige Vorstellung erweckt, dass bei allen Buren Süd-Afrikas das holländische Element das weitaus vorherrschende sei. Dem ist nicht so.

In meinem dreibändigen Werk über Transvaal (Dr. W. Vallentin, Die Geschichte der Südafrikanischen Republik, Transvaal; Berlin 1901,) ist in Band II an der Hand von Quellenmaterial ausgeführt, in welch' hervorragendem Masse das deutsche Element an den ersten Kolonisationen am Kap und später bei der Gründung des Burenstaates beteiligt gewesen ist.

Am 20. März 1602 trat die bekannte Holländisch-Ostindische Kompagnie ins Leben und fasste nach einigen Jahren den Beschluss, für ihre regelmässig nach Ostindien laufenden Handels- und Kriegsschiffe an der Südspitze Afrikas eine Station zu errichten, um dort frisches Wasser und Lebensmittel einzunehmen, sowie den Kranken und Verwundeten angemessene Pflege angedeihen zu lassen.

Man darf nicht vergessen, dass damals die Reise von Holland nach Batavia sechs volle Monate in Anspruch nahm, und dass bei den damaligen Verhältnissen durchschnittlich ein Drittel der Schiffsbesatzung gestorben war, ein anderes Drittel krank darniederlag, wenn die Fahr-

zeuge ihren Bestimmungsort in Indien erreichten. Der Verbrauch an Menschenmaterial war somit riesig. Indessen bestanden die angeworbenen Mannschaften meist aus fremden Staatsangehörigen, zum grössten Teil aber aus Deutschen, die auch hier als Kulturdünger dienen mussten und für andere ihre Haut zu Markte trugen. Holländer waren verhältnismässig nur wenig vorhanden, mit Ausnahme natürlich in den massgebenden Stellen, in der Verwaltung u. s. w. Niemals hätten die Niederlande ohne jene angeworbenen fremden Elemente einen so furchtbaren Abzug an Menschenleben auf die Dauer der Zeit aushalten können. 1652 wurde am Kap der guten Hoffnung ein kleines Fort gebaut und der Anfang zur ersten Niederlassung war gemacht. Da das Land ringsherum sich als fruchtbar erwies, erteilte die Gesellschaft einigen Soldaten und Matrosen die Erlaubnis, sich nach Ablauf ihrer Dienstzeit als „freie Leute" im Lande anzusiedeln. Dies waren die ersten Kolonisten, die Buren, fünf an der Zahl, denen bald mehrere folgten. Aus den alten Akten ist ersichtlich, dass unter diesen fünf Bauern sich zwei Deutsche befanden, „beide aus Köln, Soldaten im Dienste der ostindischen Kompagnie." Durch steten Zuwachs von Europa her stieg die Zahl der Ansiedler erheblich. Insbesondere trugen hierzu die Zuzüge von Hugenotten bei, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes in dem neuen Gebiet der Holländisch-Ostindischen Kompagnie ihre zweite Heimat fanden.

Im Jahre 1714 betrug die weisse Bevölkerung 1939 Seelen. Hiervon waren mehr als ein Fünftel Hugenotten; der Rest bestand aus Deutschen und Holländern. Nach anderen Angaben (so z. B. nach Regan) sind von der

gesamten Burenbevölkerung Südafrikas sogar mehr als ein Drittel Hugenotten. Von den übrig bleibenden zwei Dritteln ist mindestens die Hälfte deutsch, der Rest holländisch.

Zu dieser Bevölkerung kam seit etwa 1800 das englische Element hinzu, so dass das holländische noch mehr in den Hintergrund trat. So war denn im Laufe der Zeit allmählich eine Mischung entstanden aus: Holländern, Deutschen, Franzosen und — zum geringen Teil freilich — aus Engländern. Das ist die Burenbevölkerung Südafrikas im allgemeinen. Natürlich wird im Süden, also in der Kapkolonie, das englische Element vorherrschen; mehr nach Norden zu, im Oranje-Freistaat und namentlich in Transvaal, überwiegen die drei andern: das holländische, deutsche und französische, jedes etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung bildend.

„Wie kommt es aber," so fragt man, „dass die herrschende Sprache die niederländische ist?"

Nun, was von den früheren holländischen Bewohnern übrig geblieben ist, das ist eben die Sprache.

Sie war unter der Herrschaft der Ostindischen Kompagnie die herrschende, gleichsam die Sprache der Regierenden, die Geschäfts- und Amtssprache, welche die „Unterthanen", die Kolonisten und Ansiedler damals sprechen mussten. So ist es gekommen, dass jenes Alt-Niederländische, vermengt mit dem Deutschen, Französischen und Englischen, die Sprache der heutigen Burenbevölkerung geworden ist.

Von daher datiert auch die unrichtige Schreibweise vieler Namen und zwar derart, dass Nachkommen von Deutschen hierdurch als von holländischem Ursprung angesehen werden.

So zum Beispiel weiss ich von dem mir persönlich befreundeten Landmeter-General von Transvaal, v. Wielliegh, dass er von deutschen Vorfahren abstammt und dass sein richtiger Name von Willich ist. Die holländischen Verwaltungsbeamten am Kap haben eben im Laufe der Zeit den Namen so geschrieben, wie sie ihn aussprachen.

Ein anderer Regierungsbeamter in Pretoria heisst Minnaar; sein ursprünglicher Name dagegen ist Meinhard gewesen.

Ein Parlamentsmitglied — um noch ein Beispiel anzuführen — heisst und schreibt sich Coetser (oe = u). Von ihm selbst weiss ich, dass er deutscher Abstammung ist. Vermutlich hat sein wirklicher Name früher Kutscher gelautet und durch die holländische Aussprache obige Veränderung erfahren.

So könnte man viele Beweise anführen und nicht nur hinsichtlich der deutschen, sondern auch der französischen Namen.

Wie aber das deutsche Element unter diesen künstlich zu Holländern gestempelten Buren im Vordergrunde steht, zeigt ein Blick auf die Geschichte.

Im Jahre 1834 z. B. verliessen aus bekannten Beweggründen die ersten Buren ihre alten Niederlassungen am Kap, dessen sich ja das habgierige England bemächtigt hatte, und zogen nach Natal. Die Führer dieses ersten „Treks" waren G. Rudolph, K. Landmann und P. Uys. Die ersten zwei sind von deutscher und nur der letzte ist von holländischer Abstammung. Ein späterer „Trek" wurde unternommen von H. Potgieter, P. Retief und G. Maritz. Von diesen Führern stammt Maritz von

Deutschen, Retief von Franzosen und nur Potgieter von Holländern. Und so geht es weiter. Sehen wir uns einmal Transvaal im Jahre 1852 an. Die leitenden Männer waren damals H. Pretorius und Potgieter, ersterer von deutscher, letzterer von holländischer Herkunft. Die sogenannte Zandrivier-Konvention, durch welche ja die Unabhängigkeit des Burenstaates begründet und von England anerkannt wurde, ist veranlasst worden von einem Deutschen: H. Pretorius. Er ist der Begründer der Transvaal-Republik, der Mann, dem die damaligen Buren nördlich vom Vaalflusse ihre gesetz- und verfassungsmässige Unabhängigkeit zu danken haben. Jene Konvention ist unterzeichnet von 16 Namen. Die Hauptpersonen hiervon sind eben jener Pretorius, damals General-Kommandant, von deutscher Abstammung, und ein gewisser Lombard, damals Landdrost, ein Hugenotte, also aus Frankreich stammend.

Dann folgen 14 andere Namen: Joubert, Krüger, Scholtz, Wolmarans, Aswegen, Basson, Fürstenberg, J. Pretorius, Grobbelaar, Lehmann, Grobbelaar, Schütte, Kloppers, Bothes.

Mit Bestimmtheit sind von diesen vierzehn Männern acht von deutscher (nämlich: Krüger, Scholtz, Aswegen, Fürstenberg, J. Pretorius, Lehmann, Schütte und Kloppers), und zwei (Joubert und Basson) von französischer Abstammung, während von den vier übrigen nur zwei (die beiden Grobbelaar) als Holländer angenommen werden können.

Von jenen 16 „Buren“, die damals doch von Einfluss gewesen sein müssen, um den Vertrag mit England zu schliessen und zu unterzeichnen und die Transvaals

Unabhängigkeit begründeten, sind also 9 von deutscher, 3 von französischer und nur 2 von holländischer Abkunft. Über das Stammland der übrig bleibenden zwei teilten sich die Ansichten und ich lasse sie daher hier ausser Betracht.

Angesichts solcher Thatsachen ist es völlig falsch, von dem Buren als „stammverwandten Holländer“ oder „Nachkommen der Niederländer“ zu sprechen. Deutsche sind es gewesen, die die Hauptarbeit in Transvaal gethan haben; Deutsche waren es, die überall in der Bresche standen. Deutsche Elemente waren und sind vorherrschend insbesondere auf dem Felde der That, zu Nutz und Frommen der Buren. Das kann nicht in Abrede gestellt werden.

Auch sonst bei einem nur flüchtigen Überblick über die Geschichte Transvaals, wird man das gleiche Ergebnis finden. Man wird dann sehen, dass die meisten hervorragenden Persönlichkeiten von deutscher Herkunft sind. Da ist z. B. der erste Präsident der Republik Mart. W. Pretorius, der schon anfangs der 60er Jahre den Oranje-Freistaat mit Transvaal vereinigt hatte, um dadurch eine Kräftigung der Unabhängigkeit der Buren gegenüber England zu erzielen. Ferner F. W. Reitz, der Staatssekretär von Transvaal und früher Präsident von Oranje-Freistaat. Dann aber der alte Präsident Krüger selbst! Sie alle gehören zum deutschen Element unter den Buren und haben durch ihre Thaten der Geschichte Süd-Afrikas den Stempel aufgedrückt.

Bei näherem Durchforschen würde man mit Leichtigkeit noch mehr Männer entdecken, deren Ursprung nach Deutschland weist. Jedenfalls ist die Bedeutung des deutschen Elements in Transvaal wie überhaupt unter

den Buren Süd-Afrikas nach dieser Richtung hin noch viel zu wenig gewürdigt worden.

Und dieser Buer, von unserem deutschen Blut, der jeden Deutschen gern sah und aufnahm, der sich stets rühmte, dass einer seiner Vorfahren von deutscher Abstammung gewesen ist, der in jeder Hinsicht auf den Deutschen sein vollstes Vertrauen gesetzt hatte, dieser Buer soll jetzt von dem grössten Widersacher Deutschlands vom Erdboden vertilgt werden!

Traurig, aber wahr! Noch trauriger aber, dass dieser frevelhafte Massenmord geduldet wird.

Auf Grund der engen Stammverwandtschaft, noch mehr aber auf Grund der enormen Interessen in Süd-Afrika hätte neben den anderen Mächten insbesondere Deutschland wahrlich Ursache genug, gegen solch ein britisches Bubenstück einzuschreiten.

Klar liegt es heute vor aller Augen:

England ist total erschöpft; das britische Blutgebäude kracht und wankt in allen Fugen; es ist morsch und verfault. England selbst ist froh, wenn es jetzt nicht in Konflikt mit irgend einer europäischen Macht gerät.

Warum wird denn gezaudert, ein Machtwort zu sprechen, das den alten Vorrang in Süd-Afrika wieder sichert?

England selbst weiss, dass seine Unthat bei allen Nationen Hass und Unmut gesät hat. Mit Gewalt verschliesst es sich der dunklen Ahnung, dass seine verübten Brutalitäten, die höhnende Verachtung jedes Menschen- und Völkerrechts, die Roheit, mit der es Stämme und Völkerschaften zu Boden tritt und vernichtet, einst den Damm bilden werden, an dem der

britische Dünkel zersplittern wird. Mit diesem Hasse hat Grossbritannien fortan zu rechnen.

Der Anfang vom Ende ist gekommen. Jeder Tag belehrt England aufs neue: es geht bergab. England zeigt seine Ohnmacht selbst durch sein wahnsinnig verzweifeltes Vorgehen gegen alles, was Buer heisst, durch seine grenzenlose Willkürherrschaft in Süd-Afrika.

Die Verurteilung und Hinrichtung von Unschuldigen, der Befehl für alle Einwohner und Angehörigen, solchen abschreckenden Hinrichtungsscenen beizuwohnen, die Verhängung der öffentlichen Prügelstrafe gegen weisse Gefangene durch den britischen Oberbefehlshaber Kitchener, das Verbot sämtlicher in- und ausländischer Zeitungen und noch mehr von derartigen krampfhaften Zuckungen — sie beweisen völlig: „Es geht nicht mehr.“

Der Krieg in Süd-Afrika hat England die Augen geöffnet und ein „Mene tekel“ in furchtbarer Flammenschrift erkennen lassen.

„Stemmt Euch immerhin dem Rauschen der Zeit, dem Rollen der Begebenheiten entgegen; die ungeheure Lawine wickelt Euch ein wie Kinderspielzeug und schwingt Euch mit fort in dem unaufhaltsamen Vorwärtsschwung.“

Denn das, was kommen muss, kommt doch! Dagegen hilft keine Macht, kein Mittel Grossbritanniens, kein Raub- und Mordkrieg, keine gedungene Horde von Mordbrennern und Mädchenschändern.

„Und wird auch diesmal England Sieger sein —
Bismarcks Prophetenwort träf dennoch ein.“

Das alles wäre nur ein Aufschub. Aufgeschoben — aber niemals aufgehoben!

Was kommen muss, kommt doch! und das ist:

Die Bildung der unabhängigen „Vereinigten Staaten von Süd-Afrika", selbstverständlich ohne die verhasste britische Flagge.

Es ist das nur ein Schritt vorwärts in dem naturgemässen Werdegang der Dinge, der zur allmählichen Bildung von Weltreichen führt. Wie heute schon jede künstliche Grenze zwischen Völkern und Nationen durch Verkehr, Handel, Industrie, durch Wissenschaft und Kunst mehr und mehr durchbrochen wird und schliesslich ganz schwindet, so wird später nur noch die von Natur vorgezeichnete Grenze massgebend sein, d. h.

Grosse Reiche bezw. Staaten entsprechend den einzelnen Erdteilen.

Amerika hat hiermit begonnen; Afrika und Australien werden folgen.

Dann wird ein freies Afrikaner-Volk in seinem eigenen freien Lande glücklich und zufrieden leben, während ein ehemaliges auf Blut und Menschenleichen aufgebautes „britisches Weltreich" in Trümmer stürzt.

Druck von Gressner & Schramm in Leipzig.







